

HISTORY LIVE

Das Magazin der Stiftung Historische Museen Hamburg



HAMBURG 1923

Ein Aufstand
erschüttert die
Hansestadt



STIFTUNG
HISTORISCHE MUSEEN
HAMBURG



ALTONAER
MUSEUM

GLAUBEN UND GLAUBEN LASSEN

EINE AUSSTELLUNG ÜBER
FREIHEITEN UND GRENZEN
27.09.2023 – 15.07.2024

Stiftung Historische Museen Hamburg · Altonaer Museum
Museumstr. 23 · 22765 Hamburg, S-Bhf Altona

shmh.de

**Liebe Leserinnen und Leser,
liebe Freundinnen und Freunde der
Stiftung Historische Museen Hamburg,**

der Blick auf die Nachrichtenlage am Ende dieses Jahres kann uns nicht unbeeindruckt lassen. Als Stiftung sind wir uns unserer besonderen Verantwortung bewusst und bekunden angesichts des terroristischen Angriffs der Hamas auf Israel unser tiefes Mitgefühl mit den Opfern dieses Anschlags und unsere Solidarität mit allen Jüdinnen und Juden weltweit, auch hier in Deutschland.

Auch der andauernde Angriffskrieg Russlands in der Ukraine und andere Entwicklungen führen uns eindringlich vor Augen, wie wichtig es jedoch auch für jeden einzelnen von uns ist, sich mit den großen Herausforderungen der Gegenwart für unsere freiheitlich-demokratische Gesellschaft aktiv auseinanderzusetzen und Position zu beziehen. Es gilt, individuell und gemeinsam Antisemitismus in jeder Erscheinungsform entschieden entgegenzutreten. Mehr denn je bedarf es des tatkräftigen Bekenntnisses und Eintretens für die Grundwerte und den Erhalt unserer Demokratie. Und auch der Klimakrise ist nur wirksam zu begegnen, wenn wir alle unseren Beitrag leisten. Die Befassung mit Geschichte kann dazu bekanntlich keine Patentrezepte für Lösungen oder Positionierungen anbieten, doch sie kann dazu beitragen, die gegenwärtigen Fragestellungen und Ereignisse vor dem Hintergrund historischer Erfahrungen besser lesen und analysieren zu können sowie im Dialog Ansätze für Konfliktbewältigungen zu finden.

Das aktuelle Ausstellungsprogramm unserer historischen Museen steht in unterschiedlicher Form mit einigen der aktuell sehr dringlichen Fragen in Verbindung. Das Altonaer Museum widmet sich in seiner Ausstellung „glauben und glauben lassen“ der besonderen Geschichte der Glaubensfreiheit in Altona und deren Rolle und Bedeutung für unser heutiges gesellschaftliches Miteinander. Dass diese Freiheit und deren Grenzen im Alltag immer wieder diskutiert und ausgehandelt werden muss, zeigt die Ausstellung an exemplarischen Themen und verbindet diese mit einem vielfältigen Begleitprogramm. Unter dem Titel „Die bedrohte Stadt“ legt das Museum für Hamburgische Geschichte in seiner Sonderausstellung am Beispiel des Hamburger Aufstandes vom Oktober 1923 offen, mit welchen Herausforderungen die damals noch recht junge

parlamentarische Demokratie in der Hansestadt konfrontiert war. Der Blick auf den Versuch, die Verhältnisse mit gewaltsamen Mitteln nach dem Vorbild der damaligen Sowjetunion umzugestalten, ist gleichermaßen eine Anregung, sich die heutigen Gefahren für die Demokratie und ihre Fortentwicklung zu gegenwärtigen. Und im Museum der Arbeit ist erst vor wenigen Tagen die Ausstellung „Man & Mining“ gestartet, die sich sehr kritisch mit den Bedingungen des globalen Rohstoffabbaus und der Rolle unseres Konsum-



verhaltens auseinandersetzt. Auch hier sind unsere Besucherinnen und Besucher aufgefordert, das Thema der Ausstellung vor dem Hintergrund des eigenen Handelns zu reflektieren.

In der vorliegenden Ausgabe unseres Magazins möchten wir Ihnen die Gelegenheit geben, sich vor, nach, aber natürlich auch während des Besuchs unserer Ausstellungen mit den Themen und Inhalten vertiefend auseinanderzusetzen. Darüber hinaus wollen wir Ihnen aber auch wieder einen Blick hinter die Kulissen der Arbeit unserer Teams geben, Sie über Neuigkeiten und Neuerwerbungen in unseren Häusern informieren und Sie natürlich für Geschichte und nicht zuletzt für einen Besuch in unseren Museen begeistern.

Ich wünsche Ihnen eine anregende und spannende Lektüre,

Ihr Hans-Jörg Czech
Direktor und Vorstand der SHMH

INHALT

TITEL

- 12 **HAMBURGER AUFSTAND 1923** Eine doku-fiktionale Erzählung

NEWS

- 6 **RÜCKBLICKE** Historische Fotografien und was sie erzählen
8 **NEUIGKEITEN** Aktuelle Meldungen rund um die SHMH
82 **FUNDSTÜCK** Außergewöhnliche Objekte und ihre Geschichte

MUSEEN

- 24 **MAN & MINING** Das Museum der Arbeit zeigt die Asymmetrien des Rohstoffabbaus auf
32 **GLAUBEN UND GLAUBEN LASSEN** Was bedeutet Glaubensfreiheit – damals und heute?
40 **HILA LAVIV** Porträt einer Künstlerin und ihrer Intervention im Altonaer Museum

STIFTUNG

- 44 **GIRAFFENTOAST** Ein Besuch beim Designbüro der SHMH
50 **DIVERSITÄT** Historische Museen als inklusive Orte
52 **WAS MACHT EIGENTLICH ...** Bettina Kiehn, kaufmännische Direktorin der SHMH

STADTGESCHICHTEN

- 56 **OPERATION GOMORRHA** Ein erinnerungspolitischer Blick auf den Feuersturm von 1943
66 **ISABEL BOGDAN** Von der Übersetzerin zur erfolgreichen Schriftstellerin
70 **MARTIN WARNKE** Wie sich der Kunsthistoriker um das kulturelle Erbe der Stadt verdient machte

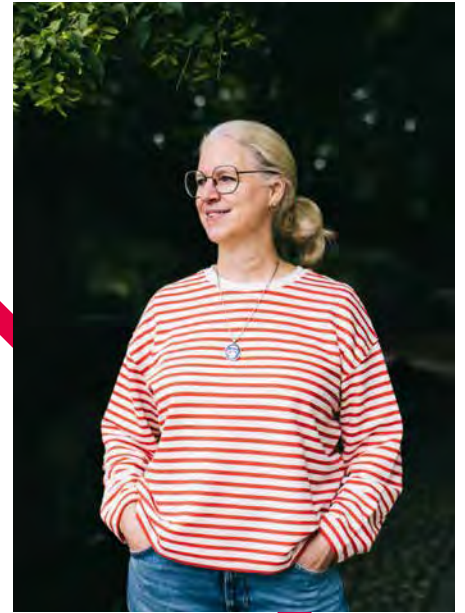
SERVICE

- 76 **PROGRAMM**
80 **IMPRESSUM**
80 **ADRESSEN**



66

24



12



56



70



44

FISCHE AM FLIESSBAND

Die Aufnahme von Gerd Mingram (Pseudonym: Germin) zeigt Arbeiterinnen in der GEG-Fischfabrik in Bahrenfeld 1951 beim Wiegen, Filetieren und Eindosen von Fischen. Die Fabrik zählte zu den größten Betrieben der Fischindustrie in Hamburg. GEG steht für Großeinkaufs-Gesellschaft Deutscher Consumvereine. Auf dem Bild ist übrigens ein Mann zu sehen. Gefunden?





NEUIGKEITEN

Neues aus der Stiftung, dem Programm der Häuser und Lektüretipps zum Museumsbesuch



HIER TANZEN DIE PUPPEN

JENISCH HAUS

Vom 28. Dezember 2023 bis 17. März 2024 gastiert das Marionettentheater Thomas Zürn wieder im Jenisch Haus und bietet im kleinen Rahmen und schönem Ambiente Puppenspiel für Kinder und Erwachsene. Auf dem Spielplan der Wintersaison stehen die Neuinszenierung „Wind in den Weiden“ nach der beliebten Kindergeschichte von Kenneth Grahame sowie die Stücke „Eine Reise in die Kleine Welt“ von Thomas Zürn und „Danse Antigraue – Über das Marionettentheater“ nach dem kanonischen Aufsatz des Dramatikers Heinrich von Kleist. Alle Produktionen entstanden in eigener Werkstatt, in enger Zusammenarbeit des Holzbildhauers Thomas Zürn und der Illustratorin Diana Skoda. Die Programme werden von eigens für die Produktion in Auftrag gegebenen Kompositionen musikalisch umrahmt. Informationen zum Spielplan und zum Kartenvorverkauf unter marionetten-spieler.de



VOM BANNER ZUM BEUTEL

STIFTUNG HISTORISCHE MUSEEN
HAMBURG

Die Kreativ- und Textilwerkstatt „mittendrin!“ in Bergedorf verbindet Nachhaltigkeit und soziales Engagement mit Einfallsreichtum. Unter dem Motto „Abfall ist noch lange kein Müll!“ nähen und gestalten dort Frauen – mit und ohne Fluchtgeschichte – einzigartige Upcycling-Produkte. Aus gespendeten Materialien entstehen praktische Alltagsgegenstände. Auch die Ausstellungsbanner aus den Museen der SHMH erhalten so eine nützliche Verwendung als Einkaufstasche oder Kulturbeutel. Beides ist in den Museumsshops der SHMH sowie über „mittendrin!“ erhältlich – weitere Produkte aus Materialien der Museen sind in Arbeit.



MUSEUM ALS MITBESTIMMUNGORT

MUSEUM DER ARBEIT

Das von der Kulturstiftung der Länder initiierte Projekt „Mitbestimmungsorte für gesellschaftliche Teilhabe am Museum fördern“ unterstützt museale Einrichtungen in ganz Deutschland beim Transformationsprozess hin zu mehr Diversität und Partizipation. In Hamburg wurde das Museum der Arbeit für dieses Projekt ausgewählt und hat mit 21 weiteren Museen in diesem Jahr an vier Workshops teilgenommen, um sich über die Veränderung von Strukturen beim Etablieren sogenannter „Dritter Orte“ auszutauschen. Die Vernetzung und individuelle Beratung bereicherte die Arbeit des Museums bei der Konzeption der zukünftigen Beteiligungsformate für das „Forum Zukunft gestalten“ und das „Experimentierfeld: Was ist Arbeit?“.



HAMBURGER LUKASPOKAL WIEDER KOMPLETT

MUSEUM FÜR HAMBURGISCHE GESCHICHTE

Der Lukaspokal von 1857 ist eines der letzten materiellen Zeugnisse des Hamburger Künstlervereins von 1832 und eines der herausragendsten Sammlungsobjekte des Museums für Hamburgische Geschichte. Der mit beziehungsreichen Darstellungen und Inschriften versehene Willkommpokal des von namhaften Hamburger Malern und Bildhauern gegründeten Künstlervereins von 1832 orientiert sich in seiner Gestaltung an den Goldschmiedearbeiten der Renaissance und gilt als ein exquisites Beispiel des Historismus. Seit September dieses Jahres thront der Pokal wieder auf seinem als lange als verschollen geglaubten Sockel. Dieser wurde unlängst überraschend im Kunsthandel angeboten und konnte durch die Unterstützung des Freundeskreises des Museums erworben werden. Der nun wieder komplette Hamburger Lukaspokal kann noch bis zum 7. Januar 2024 im Erdgeschoss des Museums bewundert werden.

LESENSWERT

nicht nur nach dem Museumsbesuch



DAS BUCH ZUR AUSSTELLUNG

Der in Zusammenarbeit mit der Landeszentrale für politische Bildung Hamburg entstandene Band bildet die Grundlage zur Ausstellung im Museum für Hamburgische Geschichte und dokumentiert den aktuellen

Forschungsstand zu den Entwicklungen im Krisenjahr 1923 in der Hansestadt. Die Ereignisse werden mithilfe neuer Dokumente und Bildquellen unter verschiedenen Blickwinkeln untersucht und in die allgemeine Stadtgeschichte eingebettet.

Olaf Matthes und Ortwin Pelc (Hrsg.): Die bedrohte Stadtrepublik. Hamburg 1923, Wachholtz Verlag, 252 Seiten, 34 Euro



AUF DEN SPUREN EINER REVOLUTIONÄRIN

Larissa Reissner war eine Art Femme fatale der frühen Sowjetunion. Lenin lernte sie schon als Kind kennen, nach der Revolution kämpfte sie als Politkommissarin der Wolgaflottille, Leo Trotzki und Boris Pasternak waren ihr verfallen.

Steffen Kopetzky entwirft in seinem aktuellen Roman ein facettenreiches Panorama, in dem das abenteuerliche Leben der Schriftstellerin und Chronistin des Hamburger Aufstands mit einem gewieften Thriller-Plot verbunden wird.

Steffen Kopetzky: Damenopfer, Rowohlt Verlag, 448 Seiten, 26 Euro



DER HAMBURGER AUFSTAND ALS KRIMI

Dass sich der Hamburger Aufstand von 1923 als Hintergrund für eine Kriminalgeschichte eignet, ist nicht verwunderlich. Wie es Robert Brack jedoch gelingt, das Leben der Sexarbeiterinnen auf St. Pauli und den wachsenden Revolutions-

furor zu schildern, ist bewundernswert. Der Autor taucht tief in die von Hyperinflation, Hunger und Arbeitslosigkeit gebeutelten Alltagswelten der Hamburger Arbeiterschicht ein und gibt denen eine Stimme, die in der Geschichtsschreibung häufig nur in den Opferstatistiken genannt werden.

Robert Brack: Schwarzer Oktober, Edition Nautilus, 153 Seiten, 16 Euro



HAFENHONIG

DEUTSCHES HAFENMUSEUM

Der Hamburger Hafen überrascht mit einer erstaunlichen Artenvielfalt. Neben zahlreichen Pflanzen fühlen sich dort auch viele Insekten zu Hause. Seit diesem Jahr leben auf dem Gelände des Schuppens 50A, direkt beim Deutschen Hafenumuseum und der Viermastbark PEKING, einige Bienenvölker der Familien-Imkerei Bockwoldt. Den Sommer über haben die fleißigen Immen eifrig Nektar gesammelt, vorrangig aus Weiden- und Obstblüten in der direkten Umgebung. Das Ergebnis ist der Hafenhonig – nahrhaft, gesund und wohlschmeckend. Etwa 200 Gläser der goldgelben Götterspeise sind zusammengekommen und werden in den Shops des Museums für Hamburgische Geschichte, des Altonaer Museums und des Museums der Arbeit für 9 Euro je 250 Gramm angeboten. Das Deutsche Hafenumuseum hat sich mitsamt den Bienen in die Winterpause verabschiedet.

WEIHNACHTSZAUBER

STIFTUNG HISTORISCHE MUSEEN HAMBURG

Es weihnachtet sehr in den Historischen Museen: Das Altonaer Museum lädt mit seinem Weihnachtsmarkt am zweiten Adventswochenende zum Entdecken, Mitmachen und Genießen ein. Kunsthandwerker und Designer aus Norddeutschland bieten eine Auswahl an Dekorations- und Geschenkideen zum Kauf an. Im Museum der Arbeit verbinden sich bereits am ersten Dezemberwochenende Umweltschutz und Nachhaltigkeit zu einem deutschlandweit einzigartigen ökologischen Weihnachtsmarkt für die ganze Familie. Gäste können an Ständen nach Kunstgewerbe-Geschenken und handgemachtem Weihnachtsschmuck stöbern, in der Bio-Gastronomie ein biologisches und festliches Menü genießen oder sich einfach am weihnachtlichen Ambiente auf einem Markt erfreuen, der den Umweltschutz an die erste Stelle stellt.

ALTONAER MUSEUM: 9. bis 10. Dezember 2023, jeweils 10 bis 18 Uhr, Eintritt 5 Euro

MUSEUM DER ARBEIT: 1. bis 3. Dezember, Freitag, 14–18 Uhr; Samstag, 10–19 Uhr; Sonntag, 10–18 Uhr, Eintritt 5 Euro





Im Oktober 1923 befand sich Hamburg für einige Tage im Ausnahmezustand. Bewaffnete Arbeiter und Funktionäre besetzten Polizeiwachen, bauten Barrikaden und lieferten sich Straßenkämpfe im Namen der sowjetischen Revolution – eine doku-fiktionale Erzählung über den „Hamburger Aufstand“

Text: Matthias Gretzschel

VOM MICHEL ZUR
BARMBEKER
BARRI
KADE

Blick auf den Michel
und seine Aussichts-
plattform aus luftiger
Höhe (ca. 1930)





Vor 100 Jahren, im Oktober 1923, befand sich Hamburg für einige Tage im Ausnahmezustand: Bewaffnete Arbeiter und Funktionäre der KPD versuchten einen politischen Umsturz nach sowjetischem Vorbild herbeizuführen. Sie besetzten Polizeiwachen, bauten Barrikaden und lieferten sich mit den Polizeikräften erbitterte Straßenkämpfe. Ein Teil der Hamburger Bevölkerung unterstützte diesen Aufstand, über 100 Menschen kamen dabei ums Leben – letztlich scheiterte der Aufstand gegen die junge Demokratie nach wenigen Tagen. Die Sonderausstellung „Hamburg 1923 – Die bedrohte Stadt“ im Museum für Hamburgische Geschichte nimmt diese historischen Ereignisse zum Anlass, um die damalige politische und wirtschaftliche Lage sowie den sozialen Alltag darzustellen und spürt den Fragen nach, welche Ursachen und Ziele der „Hamburger Aufstand“ vom Oktober 1923 hatte, wie er verlief und wer die damaligen Protagonisten waren. Im folgenden Text werden die damaligen Ereignisse in einer doku-fiktionalen Erzählung zusammengefasst.

Am Mittwoch, dem 27. September 1923, sollte er sich um 9.50 Uhr am Westportal der Hauptkirche St. Michaelis einfinden, hatte auf der schriftlichen Mitteilung gestanden. Paul Schultze wunderte sich über den Treffpunkt, fragte aber nicht nach, denn die Genossen würden sich schon etwas dabei gedacht haben. Viertel vor zehn traf er an der Kirche ein und zog wie verabredet „Griebens Reiseführer Hamburg“ aus der Manteltasche, stellte sich neben das westliche Hauptportal und tat so, als würde er sich auf einen touristischen Kirchenbesuch vorbereiten. Der 33-jährige gebürtige Barmbeker, bis vor einem Jahr noch Schlosser bei Blohm & Voss, inzwischen arbeitslos, war Mitglied des Ordnerdienstes der KPD und hatte den Auftrag erhalten,

das konspirative Treffen von drei hochrangigen Genossen abzusichern. Wie viele Männer seines Alters trug Schultze noch den groben Soldatenmantel des Deutschen Heeres, allerdings nun ohne Rangabzeichen. Darunter verbarg er in einem Schulterholster eine Parabellum Luger Po8 Pistole, die er beim Eintritt in den Ordnerdienst seiner Partei erhalten hatte.

Treffpunkt: Westportal der Hauptkirche St. Michaelis

Nach knapp fünf Minuten entdeckte Schultze einen hochgewachsenen Mann in einem hellen, eleganten, aber für diesen kühlen Septembertag wohl schon zu leichten Flanellanzug, der vom Hafen her kommend direkt auf ihn zuing und ihn per Handschlag begrüßte. Es war Genosse Gerhard Rudolf Hommes, Redakteur des Parteiblatts „Hamburger Volkszeitung“, KPD-Bürgerschafts-abgeordneter, Leiter des militärischen Ordnerdienstes und damit Schultzes Vorgesetzter. Die Männer begrüßten sich, wobei sie auf das unter Kommunisten sonst übliche „Du“ ebenso verzichteten wie auf die Anrede „Genosse“. „Unsere Gäste werden gleich erscheinen. Halten Sie sich im Hintergrund, sichern Sie nur ab und sorgen Sie dafür, dass wir nicht auffallen! Offiziell zeigen wir zwei auswärtigen Besuchern unsere Stadt. Deshalb fahren wir hoch zur Turmlaterne“, sagte Hommes eher beiläufig zu Schultze, der inzwischen den Stadtführer wieder in die Tasche gesteckt hatte.

Gleich darauf näherten sich aus Richtung Innenstadt zwei Männer, die Mitte zwanzig zu sein schienen, gut gekleidet waren und direkt auf Hommes und Schultze zusteuerten. Man reichte sich die Hand, lüftete zur Begrüßung die Hüte und Hommes begrüßte die Neuankömmlinge, die sich selbst nicht namentlich vorstellten. „Meine Herren, ich würde Ihnen unsere schöne Stadt gern von oben zeigen und Sie daher bitten, mir



Die Aussichtsplattform des Michel eröffnet eine spektakuläre Aussicht auf Hamburg (ca. 1930)

auf den Kirchturm zu folgen“, sagte der Bürgerschaftsabgeordnete, der genau wusste, wen er vor sich hatte: nämlich den hochrangigen KPD-Funktionär Karl Retzlaw und einen sowjetischen Genossen, der allerdings akzentfrei Deutsch sprach. Ob dieser tatsächlich Peter Alexander Skoblewsky hieß, wie man ihm kurz mitgeteilt hatte, bezweifelte Hommes, der genau wusste, dass sowjetische Genossen im Ausland meistens unter Decknamen agieren mussten.

Als Skoblewsky kurz zu zögern schien, lächelte Hommes, wies auf das Eingangsportal der Kirche und sagte: „Keine Sorge meine Herren, wir müssen nicht Hunderte Treppenstufen stei-

gen. Seit dem Wiederaufbau der vor Jahren durch einen Brand zerstörten Kirche gibt es einen Fahrstuhl, der uns bequem nach oben bringt.“ Die Zeit war günstig gewählt, an diesem etwas trüben und windigen Vormittag gab es kaum Touristen, die es auf die Aussichtsplattform des Michel-Turms zog. Hommes kaufte die Eintrittskarten zum Turm, was pro Person 25.000 Mark kostete, obwohl auf den Billetts noch der Betrag von 20 Reichspfennigen aufgedruckt war. Er zählte am Schalter die Geldscheine aus einem dicken Bündel ab, das er in seiner lederen Aktentasche verwahrte. Der Fahrstuhlführer war ein älterer Kriegsveteran, dem ein Arm fehlte. Während der

etwas ruckeligen Auffahrt erzählte er, dass die Aussichtsplattform in 106 Meter Höhe liege, wofür man ohne den Lift 452 Stufen bewältigen müsste.

Konspiratives Treffen auf dem Michel

Als sie den Fahrstuhl auf der Plattform in der Laterne des Kirchturms verließen, eröffnete sich ein großartiger Panoramablick auf den Hafen und die Stadt. Da sie hier oben erst einmal allein waren, musste Hommes nicht in die Rolle des vorgeblichen Fremdenführers schlüpfen, sondern konnte frei sprechen. „Genossen, beginnen wir mit dem Hafen“, sagte er, trat direkt an das Sicherungsgeländer heran, wies mit der Hand auf die verschiedenen Bereiche vom Sandtor, dem Grasbrook- und dem Baakenhafen, erklärte die Lage von Moldau-, Segelschiff-, Hansa- und Spreehafen sowie der Werften auf Steinwärder. Und immer nannte er auch die Zahl der jeweils dort Beschäftigten, der gewerkschaftlich organisierten Arbeiter sowie der KPD-Mitglieder und der Angehörigen der militärisch organisierten „Proletarischen Hundertschaften“. Ganz sicher würden die meisten Arbeiter den Generalstreik, der dem Aufstand unmittelbar vorangehen sollte, befolgen. Hommes sprach frei, hatte die Zahlen alle im Kopf und konnte beim Blick auf die westlich, nördlich und östlich gelegenen Stadtviertel genauestens Auskunft über die Stärke der dort aktiven Parteiorganisationen geben, und die Lage der einzelnen Polizeireviere zeigen. „Genossen, ich will nicht verhehlen, dass wir noch ein Problem mit der Bewaffnung unserer Kräfte haben, doch wird sich das schnell beheben lassen. Und dabei spielen gerade die Polizeiwachen eine entscheidende Rolle“, sagte Hommes, der ganz in seinem Element war und immer lauter gesprochen hatte. Da sich die Fahrstuhltür gerade öffnete und ein Ehepaar mit zwei acht- bis zehnjährigen Jungen



Hafenarbeiter warten am 11. August 1923 vergeblich auf die Auszahlung ihrer Löhne. Aufgrund der Hochinflation können die Lohnkassen die auszahlenden Löhne nicht mehr bereitstellen

mit Matrosenmützen die Aussichtsplattform betrat, legte Schultze Hommes den Arm unauffällig auf die Schulter und flüsterte ihm zu: „Vorsicht, wir sind nicht mehr allein“, worauf dieser die Stimme senkte. Während sich die Familie zur Hafenseite begeben hatte, standen die vier Männer auf der Stadtseite. Hommes zeigte in nordöstliche Richtung und sagte leise: „Dort liegen die Stadtteile St. Georg, Hohenfelde, Eilbek und Barmbek, wo viele Arbeiter wohnen und die Partei stark ist. Vor allem dort, aber auch in vielen weiteren Stadtteilen, werden wir zeitgleich am frühen Morgen die Polizeiwachen angreifen und dabei die Waffen erbeuten, die wir für die Revolution brauchen.“

**„Genossen, ich will nicht verhehlen,
dass wir noch ein Problem mit der Bewaffnung
unserer Kräfte haben“**



Eine Barrikade an der Hochbahnbrücke
Fuhlsbüttler Straße

Für Karl Retzlaw war das alles nicht neu, er hatte schon an mehreren Besprechungen der KPD-Spitze teilgenommen, bei denen der militärische Einsatz besprochen worden war. Der sowjetische Genosse, der bisher keine Zwischenfragen gestellt, nur ab und zu ein paar Stichworte in einem kleinen, grün eingebundenen Buch notiert hatte, war sichtlich beeindruckt. „Das klingt alles sehr überzeugend, Genosse Hommes. Und ich muss dir recht geben, die Frage der Waffen ist entscheidend. Darauf hat schon der Genosse Wladimir Iljitsch Lenin hingewiesen, als er sagte: ‚Ein Mann mit einem Gewehr kann Hunderte ohne Gewehr überwachen.‘“

Schultze, der den Ausführungen des KPD-Abgeordneten mit wachsender Begeisterung zugehört hatte, fühlte unter seinem Soldatenmantel nach der Pistole und trat ein paar Schritte zur Seite, um einen Blick auf die Touristenfamilie zu werfen, die immer noch zum Hafen blickte

und offenbar besonders vom Ozeanriesen „Cap Polonio“ fasziniert war, der gerade für seine nächste Fahrt nach Südamerika vorbereitet wurde. „Der Genosse Lenin ist auch unser großes Vorbild. Und wie Russlands Roter Oktober seinen Anfang von der Newa genommen hat, wird die Elbe der Ausgangspunkt der großen proletarischen Revolution in Deutschland sein“, sagte Hommes leise und wies mit der rechten Hand in großer Geste zum Fluss. „Lasst uns mit kühlem Kopf und heißem Herzen alles dafür tun“, sagte der Genosse Retzlaw, der sich damit zum ersten Mal zu Wort meldete. Für seine Begriffe war der Genosse Hommes ein bisschen zu siegesgewiss. Er tat ja fast so, als ob er die Stadt schon in der Hand hätte. „Ich glaube, wir haben erst einmal genug gesehen“, sagte er, nickte Skoblewsky, Hommes und Schultze zu, die nun an den Eingang zum Lift traten, der kurz darauf eintraf. Schultze, der sich als treuer Parteisoldat weisungsgemäß zurückgehalten und nichts gesagt hatte, fühlte sich angenehm belebt, fast schon euphorisch. Als sie wieder nach unten führen, fragte der Fahrstuhlfahrer nach den Eindrücken der Herren. Während Skoblewsky höflich, aber doch etwas einsilbig bestätigte, wie grandios die Aussicht gewesen sei, überkam Paul Schultze das Gefühl, gerade an etwas Großartigem teilgenommen zu haben: an der Vorbereitung der proletarischen Revolution nicht nur in der Hansestadt. In Hamburg würde der Funke entzündet werden, der bald darauf ganz Deutschland entflammte. Vielleicht war es sogar der Ausgangspunkt der Weltrevolution.

Der „Hamburger Aufstand“

Knapp vier Wochen später, am 23. Oktober, war es so weit: Die ganze Nacht über hatte sich Paul Schultze in seiner kleinen Barmbeker Mansardenwohnung in der Friedrichsberger Straße im



FOTOS: STAATSARCHIV HAMBURG, BILDARCHIV PREUSSISCHER KULTURERBESITZ/(VERMUTLICH) ALWIN PFLUGHAUPT.

„Was uns hilft, ist das Überraschungsmoment.
Deshalb müssen wir schnell und rücksichtslos sein“



Sicherung der Polizei wache 46 in Barmbek (wohl 25.10.1923)



Die Barrikaden bestanden oft nur aus umgehauenen Bäumen und aufgeschichteten Gehwegplatten (links); einige Reichwehr-Soldaten auf Patrouille in Wandsbek (rechts)

Bett gewälzt und nur wenig Schlaf gefunden. Er hatte von dem Treffen auf dem Kirchturm geträumt und den Genossen Hommes gesehen, der wie ein Feldherr die revolutionären Truppen in die Schlacht schickte. Schon vor 4 Uhr früh saß er am Küchentisch, aß zwei dicke, mit Griebenschmalz bestrichene Scheiben Brot. Kurz vor fünf legte er das Pistolenholster um, zog den Soldatenmantel an und verließ eilig das Haus. Es war kühl und so still, dass seine Schritte widerhallten als er Richtung Norden lief und bald links in den Holsteinischen Kamp einbog. Treffpunkt war die Erdgeschosswohnung eines Genossen, wo schon zwölf Männer warteten. Rudolf Kruse, ein etwas älterer Marinesoldat, der sich schon vor fünf Jahren beim Matrosenaufstand bewährt hatte und jetzt einer der Kommandeure der Proletarischen Hundertschaften war, begann Punkt 5.15 Uhr mit der Einsatzbesprechung. Knapp erklärte er, wie

man die Polizeiwache an der Hamburger Straße stürmen würde. „Was uns hilft, ist das Überraschungsmoment. Deshalb müssen wir schnell und rücksichtslos sein“, sagte Kruse und wies die aus 15 Kämpfern bestehende Gruppe ein, von denen allerdings nur die Hälfte über Karabiner verfügte. Auch für Schultze war kein Gewehr vorgesehen, was ihn aber nicht störte, da er ein geübter Pistolenschütze war. Sie liefen los, erreichten die Hochbahn-Station Wagnerstraße (heute Hamburger Straße, Anm. d. Red.) und bald darauf die Polizeiwache. Kruse riss die Tür auf, gleich darauf schossen zwei Genossen mit ihren Karabinern in den Raum.

Fast alle der hier stationierten Polizisten hatten geschlafen, waren völlig überrascht und konnten schnell überwältigt werden. Ohne Gegenwehr wurden sie in die Arrestzellen gesperrt. Am Bund des Hauptwachtmeisters fand sich der Schlüssel



Die Hamburger Sicherheitspolizei fuhr schwere Geschütze auf, bis hin zu einem Panzerwagen (links); Personenkontrollen auf den Straßen Hamburgs (rechts)

zum Waffenschrank, der schnell geöffnet war. „Jetzt ist die Revolution bewaffnet“, sagte Kruse, was im Jubel der Kämpfer unterging. Doch es galt, keine Zeit zu verlieren: Die Männer stürmten hinaus, fällten Straßenbäume, rissen das Pflaster auf und errichteten quer über die Straße eine Barrikade. Überall in diesem Arbeiterviertel wurden Fenster geöffnet, viele Menschen jubelten, es gab Beifall und irgendwer hatte ein Grammophon ans offene Fenster gestellt und eine Platte mit der „Internationalen“ aufgelegt. Paul Schultze war sich sicher, jetzt den Beginn nicht nur der Hamburger und der deutschen Revolution mitzuerleben, nein, das war der Auftakt zur Weltrevolution. Sowjetdeutschland würde an der Seite von Sowjetrußland stehen und die Proletarier der anderen europäischen Länder würden sich anschließen. Generalstreik, Revolution, Sowjetmacht, in dieser Reihenfolge würde es geschehen.

Die Ernüchterung kam noch am späten Abend. Den ganzen Tag über hatten Paul Schultze und die anderen von Rudolf Kruse befehligten Kämpfer ausgeharrt und ihre Barrikade gegen die anrückenden Polizeitruppen verteidigt, obwohl diese sogar mit Maschinengewehren schossen. Zwei Genossen waren verwundet und wurden von Arbeitersamaritern notdürftig versorgt. Gegen 19 Uhr war ein Panzerwagen angerückt, aber der Dunkelheit wegen noch nicht zum Einsatz gekommen. Da die Gaslaternen nicht eingeschaltet wurden, blieb es auf der Hamburger Straße stockdunkel. Im Schutz dieser Dunkelheit traf gegen zehn Uhr ein Kurier des Genossen Hugo Urbahns ein, dem Sekretär des KPD-Bezirks Wasserkante. Fassungslos hörte Kruse dem Kurier zu, der ihm den Befehl zum geordneten Rückzug übermittelte. Warum nur? „Es gibt keinen Generalstreik und unsere Kämpfer sind der Polizei

„Die Männer stürmten hinaus, fällten Straßenbäume, rissen das Pflaster auf und errichteten quer über die Straße eine Barrikade“



Vorbereitung für den Trauerzug der getöteten Hamburger Polizisten, Ende Oktober 1923



und dem Militär weit unterlegen. Es gab schon viele Opfer. Wir haben keine andere Möglichkeit. Es ist so beschlossen“, sagte der Emissär, bevor er wieder im Dunkel der Nacht verschwand.

Schultze konnte das kaum begreifen. Hatte es nicht geheißsen, die Revolution sei eine Gesetzmäßigkeit und durch nichts zu verhindern? Vor nur vier Wochen hatte Hommes auf dem Turm des Michels dem geheimnisvollen sowjetischen Genossen erklärt, wie das Proletariat Hamburg erobern würde. Und jetzt der Rückzug und die Niederlage? Die Männer waren bedrückt und schwiegen. Nach und nach verließen sie die Polizeiwache, so unauffällig und leise wie möglich. Kurz vor Mitternacht ging auch Schultze, niedergeschlagen, und jetzt auch voller Angst. Zurück in

seine Mansardenwohnung konnte er nicht, zu bekannt war in der Nachbarschaft seine Mitgliedschaft in der KPD und deren bewaffneten Hundertschaften. Er lief durch die dunklen Straßen, warf die Pistole unterwegs in einen Kanal, schlug sich Richtung Westen nach Altona durch und erreichte im Morgengrauen Pinneberg. Von hier aus war es nicht mehr weit bis Appen, wo er hoffte, zumindest für die nächsten Tage im Bauernhof eines Cousins unterzukommen.

Matthias Gretzschel schreibt Sachbücher zu kulturhistorischen Themen und hat sich mit der Hamburger Geschichte beschäftigt. Er gehört zu den Autoren des kürzlich erschienenen Bandes „Und dann der Blick ins Elbtal... Karl Schneiders Landhaus Michaelsen in Hamburg“



Absperrungen und Polizeiwache vor dem Hotel Zum Kronprinzen in der Kirchenallee, vermutlich 25.10.1923

DOKU

„Der Hamburger Aufstand von 1923“
Regie: Klaus Wildenhahn. BRD 1971.
127 Min. (3 Teile)

BUCH

Ortwin Pelc, Olaf Matthes: Die bedrohte Stadtrepublik Hamburg 1923.
Wachholtz Verlag, 264 Seiten, 34 Euro

AUSSTELLUNG

Mehr Informationen zur Ausstellung
„Hamburg 1923 – Die bedrohte Stadt“
auf Seite 76

ZU DEN PERSONEN

Paul Schultze ist eine fiktionale Gestalt.

Gerhard Hommes (geb. 1894) war KPD-Bürgerschafts-abgeordneter und während des „Hamburger Aufstands“ in der Militärleitung der KPD. Ende der 1920er-Jahre wandte er sich vom Kommunismus ab, trat der SPD bei und emigrierte nach 1933. Er starb 1955 in Bogotá/Kolumbien.

Karl Retzlaw (geb. 1896 in Schneidemühl, heute Piła in Polen) war Mitglied des Spartakusbundes und später der KPD. In den 1920er-Jahren lebte er zeitweise unter falscher Identität. Er bereiste mehrfach die Sowjetunion, 1933 trat er als Anhänger Trotzki aus der KPD aus. Während des Zweiten Weltkriegs lebte er im Exil, kehrte anschließend nach Deutschland zurück und trat in die SPD ein. Er starb 1979 in Frankfurt.

Woldemar Rose (geb. 1897 in Riga) war ein sowjetischer Armee- und Geheimdienstoffizier, der unter seinem Decknamen Peter Alexander Skoblewsky als Kontaktmann zur KPD operierte. Er wurde 1923 in Deutschland als Mitglied der Deutschen Tscheka enttarnt, verhaftet und 1925 vom Leipziger Reichsgericht zum Tode verurteilt. Im Rahmen eines Gefangenenaustausches kam er ein Jahr danach in die Sowjetunion. Später fiel er Stalins Säuberungen zum Opfer: Am 20. Januar 1939 wurde er im Zuge der „Lettischen Operation“ des sowjetischen Geheimdienstes liquidiert.

Über das konspirative Treffen mit Gerhard Hommes und Woldemar Rose im September 1923 auf dem Michel-Turm berichtete Karl Retzlaw in seinen 1971 erschienenen Erinnerungen.



ABGRÜNDE

Der Abbau von mineralischen Rohstoffen wie Erz, Kohle, Gold, Silber, Mangan und Seltene Erden ist für die Herstellung elektronischer Produkte wie Tablets oder Smartphones zentral. Doch die Folgen sind für Mensch und Natur verheerend. Eine Ausstellung im Museum der Arbeit zeigt eindrücklich die Asymmetrien des Rohstoffabbaus auf

Text: Mario Bäumer



Freiluftmine in
Serra Pelada,
Brasilien, 1986

Die Abbaupraktiken führen zu massiven Belastungen, die heutige und zukünftige Generationen vor enorme Herausforderungen stellen

Am 16. Juli 2023 standen etliche Schaulustige am Ufer der Elbe in Övelgönne. Der Grund war der Einlauf eines der größten Containerschiffe der Welt, der „ONE Innovation“. Das Schiff ist 400 Meter lang und 61,4 Meter breit. Es ist außen komplett pink und hat eine Kapazität von 24.136 Standardcontainern. In diesen befinden sich: Smartphones, Bildschirme, T-Shirts, Möbel und vieles mehr. Für diese Konsumwaren braucht es vor allem Rohstoffe.

Der Abbau von diesen Rohstoffen ist angesichts einer schnell wachsenden Weltbevölkerung und deren steigenden Konsumbedürfnissen zu einem immer größeren ökologischen, ökonomischen, politischen und sozialen Problem mit globalen Auswirkungen geworden. Die Abbaupraktiken führen zu massiven Belastungen, die heutige und zukünftige Generationen vor enorme Herausforderungen stellen.

Folgen des Rohstoffabbaus

Mit diesem Thema beschäftigt sich die neue Ausstellung „Man & Mining“ im Museum der Arbeit. Die Ausstellung wählt hierzu erstmalig die ausschließliche Vermittlungsform zeitgenössischer Kunst und Fotografie. Namhafte Fotografen wie Sebastião Salgado, Pieter Hugo, Lu Guang, Johnny Haglund und Danny Franzreb sowie die zeitgenössischen Künstler und Künstlerinnen Gabriella Torres-Ferrer, Lisa Rave, Andrea Mancini und das politische Künstlerkollektiv „Unknown Fields“ thematisieren die Folgen des globalen Bergbaus für den Menschen und die Umwelt.

Die Arbeitsbedingungen in den Herkunftsländern stehen dabei ebenso im Mittelpunkt wie die Warenketten. Ziel ist es, die Asymmetrien des weltweiten Rohstoffabbaus und die konkreten Folgen für die betroffenen Menschen deutlich zu

machen. Das soll nicht zuletzt bei den Besuchern und Besucherinnen die Frage aufwerfen, wie sie diese problematischen Verflechtungen selbst mitgestalten können. Ein zusätzliches interaktives Kabinett, das unter dem Titel „Man WITHOUT Mining“ in direkter Kooperation mit der Körper-Stiftung entstanden ist, ergänzt die Ausstellung und lädt zur kritischen Selbstreflexion ein. In ihm wird aufgezeigt, dass die Themen der Kunstwerke unmittelbar mit der Lebenswelt der Besucher und Besucherinnen zu tun haben und diese zum Hinterfragen des persönlichen Konsumverhaltens und zum Nachdenken über ein Leben ohne kritische Rohstoffe auffordern.

Künstlerische Auseinandersetzung

Die in der Ausstellung vertretenen Künstler und Künstlerinnen beschäftigen sich vor allem mit den komplexen Verflechtungen zwischen Wirtschaft und Politik bei den weltweiten Geschäften mit Rohstoffen wie Seltenen Erden. Der Titel von Lisa Raves Videoessay „Europium“ zitiert den Namen einer sogenannten Seltenen Erde. Aufgrund seiner Eigenschaft, in einem Farbton zu phosphoreszieren, der nicht mit technischen Mitteln synthetisiert werden kann, ist Europium ein Schlüsselement in Farbbildschirmen. Nicht zuletzt wurde es als Fälschungsschutz in Euro-Banknoten eingearbeitet. In den kommenden Jahren sollen für den Abbau Lagerstätten auf dem Grund der Bismarcksee vor der ehemaligen deutschen Kolonie Kaiser-Wilhelms-Land im heutigen Papua-Neuguinea erschlossen werden.

Das Künstlerkollektiv „Unknown Fields“ unter der Leitung von Liam Young und Kate Davies ist mit vier Werken in der Ausstellung vertreten. Bei zahlreichen Reisen in Länder des Globalen Südens haben auch sie die Folgen moderner Technologien für Mensch und Umwelt künstlerisch verarbeitet.

Ein weiteres Thema ist das sogenannte Arti-





Ein Bild wie aus
Dantes „Inferno“:
Seit 1916 brennen
im indischen Jharia
die unterirdischen
Kohleflöze

sanal Mining, die Gewinnung von mineralischen Rohstoffen mit einfachen, nicht industriellen Methoden. In diesem als Kleinbergbau bezeichneten Feld waren 2012 weltweit etwa 15 Millionen Menschen tätig. In seiner Serie „Where the Earth is on fire“ dokumentiert der Fotograf Johnny Haglund sehr eindrucksvoll die seit über hundert Jahren brennenden unterirdischen Kohleflöze im indischen Jharia. Sie zu löschen, ist fast unmöglich. Trotz großer Hitze und ständigem Rauch suchen Einheimische in den verlassenenen Minen nach Kohle, viele kommen dabei ums Leben. Sebastião Salgado's Fotoserie „Gold“ von 1986 zeigt in Bildern, die an Szenen aus Dantes „Inferno“ erinnern, wie in den 1980er-Jahren ein Goldrausch zehntausende Menschen in die Serra Pelada im Norden Brasiliens zog. Innerhalb weniger Jahre

entstand dort eine Parallelwelt mit eigenen Regeln. Die Arbeitsbedingungen und die Gesundheitsversorgung waren katastrophal. In den umliegenden Wellblechsiedlungen kam es regelmäßig zu bewaffneten Konflikten und Morden.

An allen ausgewählten Kunstwerken wird deutlich, dass Ungleichheit nicht – wie häufig behauptet – nur eine ungewollte Nebenwirkung, sondern vielmehr das tragende Prinzip globaler Ökonomie geworden ist. Ganz im Gegenteil: Wäre die Welt nicht durch die Ökonomie der Ungleichheit so justiert, wie es heute der Fall ist, dann wären die Länder des Globalen Südens irgendwann in der Lage, ihre Rohstoffressourcen für die Herstellung moderner Produkte einzusetzen, anstatt sie westlichen Unternehmen zu Schleuderpreisen überlassen zu müssen.



Heute haben die Erderwärmung, der Klimawandel, die Versteppung und die globale Umweltverschmutzung Ausmaße angenommen, denen die Menschheit nicht mehr gewachsen ist



FOTO: JOHNNY HAGLUND

Der Reisejournalist Johnny Haglund dokumentierte das Leben der Minenarbeiter in Jharia, Indien

Globale Herausforderung

Heute haben die Erderwärmung, der Klimawandel, die Versteppung und die globale Umweltverschmutzung Ausmaße angenommen, denen die Menschheit nicht mehr gewachsen ist. Der Bedarf an Rohstoffen wächst jedoch weiter proportional zur Weltbevölkerung. Die Digitalisierung heizt den Verbrauch auf vielen Gebieten an. Allein ein durchschnittliches Smartphone enthält Bauteile, an denen circa 75 verschiedene chemische Elemente beteiligt sind, von denen fast alle bergbaulich gewonnen werden. Man spricht davon, dass ein Smartphone, bei dessen Produktion halbwegs humane Arbeitsbedingungen gewährleistet wären, heute etwa 3.000 Euro kosten müsste.

Das Museum der Arbeit hält Kunst für ein geeignetes Mittel, politisches Bewusstsein zu wecken. Das gesamte Ausstellungsprojekt will sich nicht nur mit politisch, sozial und gesellschaftlich relevanten Themen auseinandersetzen, sondern in gesellschaftliche Verhältnisse intervenieren.

Und bei der negativen Grundstimmung dieses Textes wird gleichzeitig optimistisch über die Vermittlungsmöglichkeiten nachgedacht. Bestehende politische, ökonomische oder gesellschaftliche Systeme werden durch (künstlerische) Ausstellungen zwar nicht von Grund auf umgewälzt und es wird auch keine Revolution ausgelöst. Doch durch das ständige Beobachten, Aufzeigen, Aushandeln, ins Gespräch kommen, Informieren und Protestieren (durch die Kunstwerke selbst) kann assoziativ und in kleinen Schritten ein Veränderungsprozess ausgelöst werden. Das ist jedenfalls die Hoffnung.

Die Ausstellung „Man & Mining“ ist ein Projekt des Weltkulturerbes Völklinger Hütte in Kooperation mit dem Museum der Arbeit. Die Idee zu einer solchen Ausstellung entstand in Völklingen, die Konzeption wurde gemeinsam entwickelt. Die Zusammenarbeit brachte dabei die Expertise zweier Institutionen mit unterschiedlicher Ausrichtung zusammen. Das Museum zeigt die Ausstellung zuerst, im Anschluss wird sie im Weltkulturerbe Völklinger Hütte in Völklingen (Saarland) präsentiert.

Mario Bäumer ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Museum der Arbeit und leitet den Fachbereich Ausstellungen. Für die Ausstellung „Man & Mining“ ist er als Projektleiter verantwortlich

„EIN MULTIPERSPEKTIVISCHER ARBEITSPROZESS“

Ein Interview mit Sabine Qian, Programm-Managerin Kunst und Museen der Körper-Stiftung, über die Zusammenarbeit mit dem Museum der Arbeit und die Besonderheit des gemeinsamen Projekts „Man WITHOUT Mining“

Interview: Matthias Seeberg

Die aktuelle Sonderausstellung „Man & Mining“ im Museum der Arbeit zeigt anhand verschiedener künstlerischer Positionen die Asymmetrien des weltweiten Rohstoffabbaus und deren konkrete Folgen für die Menschen im Globalen Süden. Ein mit der Körper-Stiftung gemeinsam konzipierter Bereich in der Ausstellung lädt unter dem Titel „Man WITHOUT Mining“ dazu ein, über Fragen des persönlichen Konsums und ein Leben ohne kritische Rohstoffe nachzudenken. In diesen Ausstellungsbereich sind auch die Ergebnisse einer aktuellen bundesweiten Forsa-Umfrage eingeflossen, die von der Körper-Stiftung in Auftrag gegeben wurde.

Frau Qian, wie kam es zur aktuellen Kooperation der Körper-Stiftung mit dem Museum der Arbeit?

Begonnen hat alles mit einer Förderanfrage, die uns vom Museum für die Ausstellung erreichte. Die Auseinandersetzung mit der gegenwärtigen Rohstoffökonomie in einem künstlerisch-ästhetischen Rahmen erschien uns als innovativ, transdisziplinär und wirkungsvoll. So sind wir schnell zum Entschluss gekommen, das Vorhaben finanziell zu unterstützen. Wir wollten aber auch etwas Inhaltliches zur Ausstellung beitragen. Als operative Stiftung, die in ihrem Kulturbereich durch eigene Projekte, aber auch stra-

tegische Kooperationen mit Kulturinstitutionen Impulse für Hamburg setzen möchte, sahen wir in der gemeinsamen Erarbeitung einer partizipativen und interaktiven Ausstellungszone die große Chance, auf analoger und digitaler Weise zu einer Auseinandersetzung und zum Dialog über die Paradoxien des weltweiten Rohstoffabbaus einzuladen. Zwar werden Themenkomplexe wie Konsumverhalten und Rohstoffbedarf beziehungsweise deren Rolle bei der Ausbeutung der Natur und der im Bergbau tätigen Menschen schon seit Jahrzehnten von Politik, Wirtschaft, Wissenschaft und NGOs diskutiert. Dennoch scheinen wir, was die Extraktion natürlicher Ressourcen und die damit verbundenen ökologischen, sozialen, politischen und wirtschaftlichen Konsequenzen angeht, nur noch mehr in die Superlative zu geraten. Daher ist vielleicht genau jetzt der Zeitpunkt gekommen, die Kunst wirken zu lassen.

Wie genau muss man sich die Kooperation mit dem Museum vorstellen?

Für uns ist die gemeinsame Konzeption und Realisierung eines musealen Ausstellungsbereiches Neuland gewesen. Üblicherweise pflegen Stiftungen und Museen ein reines Förderverhältnis, „Man WITHOUT Mining“ war jedoch ein durch und durch gemein-

sam erarbeitetes Projekt. Von der Idee eines eigenen partizipativen Ausstellungsbereiches über die Ausarbeitung inhaltlicher Schwerpunkte bis zur Abstimmung textueller Ausstellungselemente und deren Gestaltung gab es produktive Arbeitssitzungen. Jede Entscheidung basierte auf einem Konsens aller Beteiligten. Bemerkenswert war für mich vor allem die besondere Form der Zusammenarbeit in den unterschiedlichen Projektphasen. Viele Treffen fanden unter Teilnahme unterschiedlicher Arbeitsebenen statt: von der Museumsdirektion und der Fachbereichsleitung bis hin zu Praktikantinnen und Praktikanten aus beiden Einrichtungen. Die Erarbeitung von „Man WITHOUT Mining“ war ein sehr inklusiver und multiperspektivischer Arbeitsprozess, in den ganz unterschiedliche Stimmen und Ideen eingeflossen sind.

Was unterscheidet den eigens von Ihnen mitentwickelten Ausstellungsbereich vom Rest der Ausstellung?

„Man WITHOUT Mining“ ist für mich eine komplementäre Ausstellungszone, die mit eigenen Mitteln das Ziel verfolgt, ein möglichst diverses und breites Publikum zur kritischen Reflexion anzustiften. Während sich die Ausstellung künstlerischer Positionen bedient und einen ästhe-

tisch-kritischen Zugang zum Thema generiert, arbeitet „Man WITHOUT Mining“ mit informativen und zum Teil haptischen Vermittlungselementen, die das Publikum einladen, einen Beitrag in Form von Kommentaren, Gedanken und Diskussionen zu leisten – vor Ort, aber auch durch digitale Möglichkeiten. Bei „Man & Mining“ lässt sich das Publikum auf ein ästhetisches Erleben der Asymmetrien unserer gegenwärtigen Rohstoffökonomie ein und wird emotional auf die eine oder andere Weise berührt, während bei „Man WITHOUT Mining“ die Effekte der ästhetischen Begegnung mit dem Thema artikuliert und verhandelt werden können – entweder für sich persönlich oder im Austausch mit anderen.

Die Körber-Stiftung hat zum Thema der Ausstellung eine deutschlandweite Forsa-Umfrage in Auftrag gegeben. Welche Ergebnisse hat die Umfrage erbracht und welches der Ergebnisse hat Sie besonders überrascht oder beeindruckt?

Beachtlich ist, dass die verlässliche Versorgung mit Rohstoffen für die Mehrheit der Befragten (58 Prozent) nicht mehr nur ein Thema der Wirtschaftspolitik, sondern zum Teil einer „Nationalen Sicherheitsstrategie“ und somit eine Aufgabe des Außen- und des Verteidigungsministeriums werden müsste. Eine große Mehrheit der Bevölkerung (85 Prozent) hält es zudem für wichtig bis sehr wichtig, dass die EU und Deutschland Maßnahmen ergreifen, um die eigene Abhängigkeit zu reduzieren. Interessant hierbei ist die mehrheitliche Einschätzung, durch technische Innovationen und den Abbau eigener Rohstoffvorkommen eine Reduzierung der Rohstoffabhängigkeit Deutschlands und der EU erreichen zu können. Dass 44 Prozent der Antworten bei der Frage zur Verantwortlichkeit für wirtschaftliche Ungleichgewichte zwischen Ländern mit großen Rohstoffvorkommen und



Sabine Qian, Programm-Managerin Kunst und Museen der Körber-Stiftung, konzipierte mit dem Museum der Arbeit das Projekt „Man WITHOUT Mining“

rohstoffabnehmenden Ländern beide Seiten als gleichermaßen verantwortlich sehen, war für mich ein unerwartetes Ergebnis. Gerade im Kontext von Asymmetrien zwischen dem Globalen Süden und dem Globalen Norden hätte ich eine eindeutigere Zuschreibung der Verantwortlichkeit bei rohstoffabnehmenden Ländern, vor allem im Globalen Norden, erwartet. Nicht zuletzt hat es mich sehr nachdenklich gestimmt, dass für 53 Prozent der Befragten die Nutzung von Sharing-Angeboten für Auto, Fahrrad und Co. eher nicht in Frage kommt.

In welcher Form sind die Ergebnisse der Umfrage in der Ausstellung zu sehen?

Alle Ergebnisse der Umfrage sind an einer digitalen Station abrufbar. Zudem gibt es die Möglichkeit, zahlreiche Grafiken und den Umfragebericht auf der Projektwebseite der Körber-Stiftung zu sichten und herunterzuladen.



Für weitere Information zum Projekt einfach den QR-Code auf dieser Seite scannen!

In der Ausstellung
„glauben und glauben lassen“
setzt sich das Altonaer Museum mit
dem Thema Glaubensfreiheit auseinander.
Wie begann die Glaubensfreiheit
in Altona und Hamburg? Wo liegen
die Grenzen? Und was bedeutet diese
Errungenschaft für die Gegenwart?

DIE GROSSE

FREI

Aus einer Hamburger Redaktion ist eine Anekdote überliefert, die pointiert zum Ausdruck bringt, wie religiös Hamburg von vielen wahrgenommen wird: Ein Redakteur schlug vor einiger Zeit vor, einen Artikel über Hamburg und seine Kirchen zu schreiben. Die damalige, aus Bayern stammende Redaktionsleiterin schmetterte den Vorschlag mit der rhetorischen Frage ab, wen das in dieser gottlosen Stadt denn bitte interessieren solle.

Ein Besuch in der Ausstellung „glauben und glauben lassen“ im Altonaer Museum reicht, um sich vom Gegenteil zu überzeugen. Darin geht es um die Glaubensfreiheit – mit all ihren Facetten, Widersprüchen und Herausforderungen. Und es fällt schwer, die Ausstellung zu verlassen, ohne sich die Frage aller Fragen am Ende selbst zu stellen: Was glaube ich eigentlich?

Die im Grundgesetz verankerte Glaubensfreiheit garantiert jedem Menschen, die persönliche individuelle Überzeugung in Form einer Religion oder Weltanschauung frei und öffentlich auszuüben. Klingt gut, ist in der Praxis aber nicht immer leicht. Da die Freiheit des einen dort aufhört, wo sie die Freiheit anderer verletzt oder gegen Gesetze verstößt, sorgen nicht wenige religiöse Praktiken auch für Konflikte. Architektur, Schulunterricht, Bestattungen, religiöse Kleidung, Kruzifixe an Wänden – die Liste strittiger Themen ist lang.

Text: Marco Arellano Gomes

H

H

E

I

T

Mit der besagten Sonderausstellung im Altonaer Museum hofft Direktorin Anja Dauschek Menschen ins Gespräch zu bringen. Dafür stehen sogar eigens Tische und Stühle bereit. „Die Ausstellung will zum Nachdenken und zur Diskussion über ein Grundrecht anregen“, so Dauschek.

Die Ausstellung startete bereits im Jahr 2020 unter dem Titel „Glaubensfreiheit“, musste aber aufgrund der Pandemie nach wenigen Wochen wieder schließen. Nun gibt es eine Neuauflage – und die ist nicht nur für religiös Interessierte einen Besuch wert.

Historische Erkenntnisse

So erfahren die Besucher etwa, dass Altona historisch betrachtet ein Vorreiter der Glaubensfreiheit war. Bereits 1601 bot die selbstständige Nachbarstadt (*Altona ist erst seit 1937 Teil Hamburgs, Anm. d. Red.*), was der große Anrainer an der Elbe bis 1819 nicht gewähren wollte: die Freiheit, seinen Glauben frei zu wählen und auszuüben. Landesherr Graf Ernst von Schauenburg gewährte Glaubensflüchtlingen erstmals das Privileg der Glaubens- und Gewerbefreiheit. Es war der Startschuss für Altona als Pionier gelebter religiöser Freiheit: sephardische Juden aus Spanien und Portugal, Mennoniten, Calvinisten, Hugenotten und Katholiken siedelten sich an. 1664 wurde die Religionsfreiheit als Privileg für alle Gemeinden im Altonaer Stadtrecht festgehalten. Die Zugezogenen errichteten ihre Betriebe und Gebetsräume auf einem Gelände, das Freiheit genannt wurde – eine Art Sonderwirtschaftszone.

In Hamburg war zu jener Zeit nur der lutherische Glauben zugelassen. Ab 1612 konnten sich auch Menschen jüdischen Glaubens als sogenannte „Schutzjuden“ niederlassen und somit ihre Religion und ihre Geschäfte frei ausüben.

„Altona war immer schon toleranter als andere Städte“, so Dauschek. Noch heute steht die älteste katholische Kirche „St. Joseph“ (seit 1723) an der Großen Freiheit – mitten im heutigen Rotlichtviertel. Dass sich die Straßennamen „Große Freiheit“ und „Kleine Freiheit“ nicht von den zahlreichen Strip-Lokalen herleiteten, sondern von der Glaubensfreiheit, geriet hingegen in Vergessenheit.

Gratis war die Glaubensfreiheit ebensowenig wie der Besuch im Bordell. Hinter der Entscheidung, den Einwanderern ihre Glaubensfreiheit zu geben, standen handfeste wirtschaftliche Interessen. Es ist kein Zufall, dass die Privilegien an Gruppen vergeben wurden, die wirtschaftlich stark und gut vernetzt waren. Durch ihre Kontakte und ihren Einfluss, so die Hoffnung, würden sie den Aufschwung

Altonas ankurbeln. Viele der Kaufmanns- und Reederfamilien waren Mennoniten, Reformierte oder Juden. Einzelne Familien wie die Rosens und die van der Smisens aus den Niederlanden brachten es zu großem Wohlstand. Der Prosperität Altonas kam die kaufbare „religiöse Toleranz“ zugute: Aus der kleinen Fischersiedlung wurde im 17. und 18. Jahrhundert eine bedeutende Handelsstadt.

„Toleranz sollte eigentlich nur eine vorübergehende Gesinnung sein: sie muss zur Anerkennung führen. Dulden heißt beleidigen.“ Diese Sätze von Johann Wolfgang von Goethe bringen einen Grundgedanken der Aufklärung zum Ausdruck. Die besagte Anerkennung kam spät, aber sie kam. Auch in Hamburg durften 1819 – erstmals seit der Dominanz der Lutheraner (seit 1530) – auch Angehörige „nicht lutherischer“ Konfessionen eigene Gotteshäuser bauen und Gottesdienste feiern. Sie waren fortan keine Bürger zweiter Klasse mehr, durften sich in die Bürgerschaft, in den Senat und in alle anderen Kollegien der öffentlichen Dienste wählen lassen. Für Juden galt das bis 1864 freilich nicht.

Die formale Trennung von Kirche und Staat kam mit der Weimarer Reichsverfassung von 1919. Wie wichtig die Religionsfreiheit für einige war, zeigt unter anderem das „Altonaer Bekenntnis“. In diesem formulierten lutherische Pastoren nur wenige Monate nach dem „Altonaer Blutsonntag“ am 17. Juli 1932 die Distanz der Kirche zu politischen Erweckungsbewegungen aller Art. SA-Truppen hatten an jenem Tag einen Werbeaufmarsch, bei dem es zu gewalttätigen Auseinandersetzungen kam. 18 Personen starben. Den NS-Terror nach der Machtergreifung 1933 konnten jene Predigten jedoch nicht stoppen: Demokratische Rechte wurden beschnitten, die Zeugen Jehovas verboten, die evangelischen Landeskirchen „gleichgeschaltet“, der nicht mehr nur religiös, sondern zusätzlich und hauptsächlich rassistisch begründete Antisemitismus wurde salonfähig, die Verfolgung und Ermordung von Juden sowie Sinti und Roma zum Ausdruck eines Rassenwahns, der Deutschland und Teile Europas zu grausamen Taten verleitete. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg folgte mit dem Grundgesetz die Rückbesinnung auf die Freiheit des Glaubens, wenngleich die Bedeutung der Religion in der Moderne tendenziell abnahm.

Beginnend mit den Gastarbeitern kamen ab 1955 zunehmend Katholiken aus Italien, Spanien und Portugal, Muslime und Aleviten aus der Türkei, Marokko und Tunesien, Orthodoxe aus Griechenland sowie Angehörige unterschiedlicher Glaubensrichtungen aus dem ehemaligen Jugoslawien sowie Buddhisten aus Vietnam. Die Hansestadt wurde nicht nur multikulturell, sie wurde auch multireligiös.



**Toleranz
sollte eigentlich
nur eine
vorübergehende
Gesinnung sein:
sie muss zur
Anerkennung
führen. Dulden
heißt beleidigen**

Johann Wolfgang von Goethe („Maximen und Reflexionen“)



**Braucht die
Demokratie
vielleicht sogar
die Religion als
stabilisierendes
Element?**

Frei nach Hartmut Rosa („Demokratie braucht Religion“)

Architektonische Bekenntnisse

Noch immer prägen religiöse Bauten die Stadt: St. Michaelis (Michel), St. Jacobi, St. Petri, St. Katharinen und die größtenteils zerbombte St. Nikolai, der St. Marien-Dom, aber auch die Imam-Ali-Moschee an der Alster, das Buddhistische Zentrum in Altona oder der geplante Wiederaufbau der Bornplatzsynagoge im Grindelviertel. Sie alle führen vor Augen, dass der Glaube – trotz oft sinkender Mitgliederzahlen – nicht von der Bildfläche verschwunden ist.

In einer solchen pluralistischen Gesellschaft bleiben offene Fragen des Zusammenlebens nicht aus – und werden oft medial verhandelt. Insbesondere Extrem-Ereignisse wie 9/11 oder der Amoklauf im Zentrum der Zeugen Jehovas in Hamburg-Alsterdorf (2023) prägen die Wahrnehmung. Aber auch alltägliche Streitigkeiten um Religionsunterricht, religiöse Kleidung oder Bestattungsformen zeigen, dass das besagte Grundrecht keine Selbstverständlichkeit ist und immer wieder aufs Neue mit anderen Rechten und Vorstellungen austariert werden muss. Einige Glaubensgemeinschaften sind besonders schutzbedürftig: Der Anblick ist inzwischen so alltäglich, dass es kaum mehr auffällt, aber in Hamburg stehen – wie in anderen Städten Deutschlands auch – jüdische Gotteshäuser und Einrichtungen rund um die Uhr unter schwer bewaffneten Polizeischutz.

Hanseatische Bekenntnisse

Um diese Herausforderungen im gesellschaftlichen Miteinander wissen auch die 56 Personen, die in exklusiv produzierten Videos für die Ausstellung befragt wurden. Vor einem nüchternen schwarzen Hintergrund erzählen sie davon, was ihnen die Glaubensfreiheit bedeutet. Darüber zu reden, falle Menschen in der Regel nicht leicht, erzählte bereits 2020 Ayhan Salar, Kameramann und Regisseur sowie damaliger Community Curator im Altonaer Museum, gegenüber der „Welt“: „Über ihren Glauben zu sprechen, fällt vielen Menschen schwerer, als über die eigene Sexualität zu reden.“ Das spürt man in den einzelnen Beiträgen, in denen die Menschen ohne musikalische Untermalung und ohne Dramatik sprechen: frei und selbstoffenbarnd.

„Für mich bedeutet Glaubensfreiheit, meinen Glauben auszuüben, ohne dass meine Werte verletzt werden“, sagt eine dunkelhaarige Frau mit Brille und gelbem Sweatshirt. „Ohne verfolgt zu werden“, fügt der Nächste hinzu. „Dass kein Mensch um sein Leben fürchten muss“, sagt die Nächste. Eine Frau jüdischen Glaubens hat Tränen in den Augen, während sie spricht: „Wenn ich ganz offen sagen kann, dass ich Jüdin bin. Ich sage das nur dann, wenn ich merke, dass

die Umgebung das akzeptieren kann.“ In ähnlicher Richtung argumentiert eine Frau mit Kopftuch: „Leider ist es so, dass wenn man als Muslimin sichtbar und erkennbar ist, man nicht immer auf Menschen trifft, die das toll finden.“ Die Konzentration auf die Personen und ihre Stimmen verleiht den kurzen Einspielern eine Nähe und Prägnanz, die ihre Wirkung nicht verfehlt. Unweigerlich fragt man sich: Wie sähe wohl die eigene Antwort auf die Frage nach der Glaubensfreiheit aus?

Die liberale Stadt

Hamburg gilt als liberale Stadtgesellschaft, zunehmend säkular, aber auch zunehmend offener und vielfältiger. Es ist kein Zufall, dass in zentraler Lage am Gänsemarkt eine Statue von Gotthold Ephraim Lessing (1729–1781) steht, Verfasser des Dramas „Nathan der Weise“, das in der Ringparabel die Verständigung zwischen den Religionen thematisiert und als Schlüsselwerk der Aufklärung gilt.

Der interreligiöse Dialog wird in Hamburg großgeschrieben. Für diese Offenheit steht beispielsweise der bundesweit einzigartige „Religionsunterricht für alle“: Schülerinnen und Schüler verschiedener Glaubensrichtungen lernen gemeinsam unterschiedliche Religionen kennen, diskutieren und philosophieren. Das bleibt wahrscheinlich nicht immer ohne Streit, bringt aber doch all jene ins Gespräch, die sich im religiösen Alltag nicht oft sehen und sich auch nicht viel zu sagen haben. Wie wichtig Hamburg das Thema Glauben und Religion ist, beweist auch die „Akademie der Weltreligionen“, ein seit 2006 existierendes interdisziplinäres Forschungszentrum für religionsbezogene und religionsvergleichende Studien an der Universität Hamburg. Bereits seit November 2000 gibt es das „Interreligiöse Forum“, das aus Vertretern der Hamburger Religionsgemeinschaften sowie Angehörigen der Akademie der Weltreligionen besteht. Die Hansestadt unterzeichnete 2012 zudem deutschlandweit als erste Stadt Staatsverträge mit Muslimen und Aleviten.

Auch das Altonaer Museum bietet mit der aktuellen Ausstellung vielfältige Möglichkeiten für vertiefende Auseinandersetzungen: Begleitende Veranstaltungen, ein umfangreiches Begleitprogramm für Schulen, Vorträge, Gesprächsabende und Exkursionen an verschiedene Orte des gelebten Glaubens. Wissen wird vermittelt, Verständnis füreinander geschaffen, und das ist auch nötig: Zwar gehört etwas mehr als die Hälfte aller Einwohner Hamburgs keiner Religionsgemeinschaft an, in der Hansestadt sind aber geschätzt 120 unterschiedliche Religionen vertreten.

AUSSTELLUNG

Die Sonderausstellung „glauben und glauben lassen“ findet bis zum 15. Juli 2024 im Altonaer Museum statt. Sie beschäftigt sich mit dem Thema Glaubensfreiheit in all seinen Facetten und spannt einen Bogen vom 17. Jahrhundert bis in die Gegenwart.

Wiedergeburt des Glaubens?

„Totgesagte leben länger“, schreibt Henning Ottmann in seinem neunbändigen Werk „Geschichte des politischen Denkens“, und fährt fort: „Allen Unkenrufen zum Trotz ist das Thema von Politik und Religion bis heute lebendig geblieben.“ Braucht die Demokratie vielleicht sogar die Religion als stabilisierendes Element, wie es der Soziologe Hartmut Rosa in seinem Buch „Demokratie braucht Religion“ nachzuweisen versucht? Immerhin wird der Mensch, wie Erich Fromm 1976 in seinem gesellschaftskritischen Werk „Haben oder Sein“ schrieb, ohne Glaube „unfruchtbar, hoffnungslos und bis ins Innerste seines Wesens verängstigt“. Eine Wirtschaftskrise, eine SARS-CoV-2-Pandemie, eine Inflation und einen Angriffskrieg auf osteuropäischen Boden später stellt sich die Frage, ob der religiöse Glaube nicht gar eine Renaissance erleben könnte?

Zwar haben die beiden christlichen Kirchen als größte und einflussreichste Glaubensgemeinschaften in den vergangenen Jahren aufgrund von Missbrauchsfällen und anderen Skandalen einiges als moralische Instanzen eingebüßt, doch haben sie mit ihren Caritas- und Diakonie-Angeboten im sozialen Bereich nach wie vor einen hohen gesellschaftlichen Wert. Ihre Riten und Bräuche könnten zudem den auf ständiges Wachstum und Funktionieren getrimmten Individuen etwas bieten, das zwar eine hohe Nachfrage hat, aber in Zeiten der angeblich sozialen Medien kaum ein Angebot: Ruhe, Kontemplation, Sinn. Wer braucht schon Achtsamkeits-, Yoga- und Meditationskurse, wenn er einen Glauben hat?

Vielleicht war es etwas vorschnell, den Glauben abzuschreiben, ihn als Anachronismus, als Relikt aus längst überwundenen Zeiten abzutun und durch den in der Moderne vorherrschenden Glauben an den Fortschritt zu ersetzen. Eine Versuchung, über die der portugiesische Schriftsteller Fernando Pessoa (1888–1935) in seinem Werk „Das Buch der Unruhe“ schrieb:

„Ich wurde zu einer Zeit geboren, in der die Mehrheit der jungen Leute den Glauben an Gott aus dem gleichen Grund verloren hatte, aus welchem ihre Vorfahren ihn hatten – ohne zu wissen warum. Und weil der menschliche Geist von Natur aus dazu neigt, Kritik zu üben, weil er fühlt, und nicht weil er denkt, wählten die meisten dieser jungen Leute die Menschheit als Ersatz für Gott. Ich gehöre jedoch zu jener Art Menschen, die immer am Rande dessen stehen, wozu sie gehören, und nicht nur die Menschenmenge sehen, deren Teil sie sind, sondern auch die großen Räume daneben. Deshalb habe ich Gott nie so weitgehend aufgegeben wie sie und niemals die Menschheit als Ersatz akzeptiert.“

Marco Arellano Gomes studierte Politikwissenschaft an der Universität Hamburg. Er ist Redakteur und Ressortleiter beim Stadtmagazin „SZENE HAMBURG“ und Redaktionsleiter des Magazins „HISTORY LIVE“



**Allen
Unkenrufen
zum Trotz ist
das Thema von
Politik und
Religion bis
heute lebendig
geblieben**

VERLORENE HEIMAT

Die israelische Künstlerin Hila Laviv hatte für diesen Herbst eine künstlerische Intervention in den Bauernstuben des Altonaer Museums geplant. Nach dem Terrorangriff der Hamas und dessen Folgen war es ihr nicht möglich, nach Hamburg zu kommen. Das Museum hat die Eröffnung ihres Projekts auf das nächste Frühjahr verschoben. Wer ist die Künstlerin und welche Rolle spielt die Geschichte der eigenen Familie für ihre Arbeit?

Text: Julika Pohle

Diffuses Licht strömt durch die Fenster der historischen Bauernstuben aus dem 18. und 19. Jahrhundert im Altonaer Museum. Es fällt auf holzgetäfelte Wände, prachtvoll bemalte Fliesen und Bauermöbel mit kunstvollen Schnitzereien. Für die verhaltene Beleuchtung sind Milchglasscheiben verantwortlich, die zugleich einen freien Blick nach draußen verhindern. Ohnehin wären jenseits der Fenster nur Mauern zu sehen: Die Bauernstuben, die vor rund 100 Jahren als Teil der Dauerausstellung fest in das Museum eingebaut wurden, werden nicht durch Tageslicht, sondern von versteckten Leuchtstoffröhren zaghafte erhellt.

Im Rahmen ihrer künstlerischen Intervention „Lost Homes / To forget beautiful things“ wird die israelische Künstlerin Hila Laviv, Jahrgang 1975, drei der 17 Bauernstuben in Zimmer mit Aussicht verwandeln. Vor den Fenstern installiert sie Fotocollagen aus zarten Überblendungen und Doppelbelichtungen, auf denen zum Beispiel helle Zimmerfluchten, Treppen und Türen, grüne Hügel und Bäume zu sehen sind. Diese Bilder stammen aus einem anderen Leben und einer anderen Zeit: „Ich habe Erinne-

rungen an Orte, die ich nie besucht habe. Es sind Erinnerungen, die mir durch meine Großmutter und die Gegenstände in ihrem Haus geschenkt wurden“, sagt die Künstlerin und zweifache Mutter, die in Tel Aviv lebt und arbeitet. Die Basis ihrer ebenso ästhetischen wie rätselhaften Werke bilden die Kindheitserinnerungen ihrer Großmutter Charlotte Esther „Noni“ Shalmon Warburg (1922–2021).

Reminiszenzen an die Familie Warburg

Noni wuchs in Hamburg auf und verbrachte ihre Sommer auf dem Kösterberg, einem idyllisch gelegenen Anwesen der Familie Warburg in Blankenese. Die Warburgs, weit verzweigt und äußerst erfolgreich im Finanzgeschäft tätig, gehören seit dem 18. Jahrhundert zu den bedeutendsten Familien des jüdischen Bürgertums in der Hansestadt. Hila Lavivs Urgroßvater Moritz M. Warburg aus der Familienlinie der „Mittelweg-Warburgs“, zu dessen sieben Kindern neben Nonis Vater Fritz auch der Kunsthistoriker Aby Warburg zählte, hatte den Besitz am Kösterberg 1897 erworben – und zum Zuhause für drei Generationen gemacht.



Ausgangs- und Bezugspunkt der Arbeiten von Hila Laviv sind die Kindheits-erinnerungen ihrer Großmutter Charlotte Esther Shalmon Warburg (1922- 2021) an Hamburg und Blankenese

Um die Sommererlebnisse für die Zukunft festzuhalten, fertigte Nonis Mutter Anna Warburg 1937 ein großformatiges Fotoalbum an, das Laviv erbt. Im Jahr 2018 besuchte die Künstlerin den Kösterberg und das „Weiße Haus“ der Familie, das seit 1950 für soziale Zwecke genutzt wird. Vor Ort ergänzte sie den überlieferten Bildbestand um eigene Aufnahmen. Für ihre Kunstwerke zerschneidet und rekombiniert sie alte und neue Bilder, verknüpft Historie und Gegenwart: „Ich arbeite mit Schere und Cutter. Ich glaube, dass die chirurgische Untersuchung der Objekte letztendlich die Chiffre offenbaren wird, die das Tor zur Vergangenheit öffnen und es mir ermöglichen kann, sie zu entschlüsseln“, sagt Laviv, die ihr Kunststudium an der HaMidrasha Faculty of Arts, Beit Berl, und an der Bezalel Academy of Arts and Design in Jerusalem absolviert hat.

Die Bewahrung verlorener Erinnerungen ...

Auf subtile Weise beschwört die Künstlerin eine glückliche Zeit im Leben ihrer Ahnen herauf – die mit Hitlers Machtergreifung für immer endete. „Mein Projekt ist der Versuch, etwas dauerhaft zu

bewahren, das von der Welt verschwinden und untergehen könnte“, erklärt Laviv ihre selbst gewählte Rolle als Hüterin vergangener Lebensgeschichten. Noni und ihre beiden Schwestern verloren ihre norddeutsche Heimat während der nationalsozialistischen Diktatur. 1939 emigrierten sie mit ihren Eltern nach Schweden, woher Annas Familie stammte. Später zog Lavivs Großmutter nach Israel und heiratete dort; nach Hamburg kehrte sie nicht zurück. So setzt sich die Künstlerin auch mit dem Begriff „Heimat“ auseinander, der angesichts der Bauernstuben im Raum steht.

Otto Lehmann, der Gründungsdirektor des Altonaer Museums, erwarb um 1900 die ausgestellten Bauernzimmer im Hamburger Umland. Der Reformpädagoge wählte vor allem die „Guten Stuben“ wohlhabender Landwirte aus, die ihre soziale Stellung durch prächtiges Mobiliar betont hatten. Zwar sind die kostbar ausgestatteten Bauernstuben von kulturgeschichtlichem Wert, erinnern aus heutiger Sicht aber auch an die damalige Romantisierung des Landlebens, die Heimatbewegung sowie die damit verbundenen

Laviv bezeichnet ihre künstlerische Intervention in den Bauernstuben als „Rekonstruktion und Neuinszenierung einer sich auflösenden Welt“



völkischen und nationalistischen Tendenzen. Lavivs Intervention soll Fragen aufwerfen und zum reflektierten Umgang mit dem Erbe beitragen.

... mittels der Kunst

Dementsprechend wird die Künstlerin auch im Saal nebenan, wo neun historische Modelle norddeutscher Bauernhäuser in Glaskästen zur Schau stehen, Veränderungen vornehmen. Ihr Eingriff in das Museumsensemble ist nur von der Empore aus sichtbar, von wo aus der Saal überblickt werden kann. Denn Laviv will ihre künstlerisch bearbeiteten Farbfotos wie Deckel auf die Vitrinen legen, womit sie die musealen Inhalte markiert und ihnen eine persönliche Ebene hinzufügt.

Bei der Recherche für das Projekt stellte sich heraus, dass Albert und Gertrude „Gerta“ Warburg aus dem Altonaer Zweig der Familie Anfang des 20. Jahrhunderts just den von Lehmann in Auftrag gegebenen Bau der Bauernhausmodelle finanziert hatten. Gerta, eine große Kunstliebhaberin, wurde 1943 zusammen mit ihrer Tochter Betty in das Konzentrationslager Sobibor deportiert und dort ermordet. „Meine Werke entspringen der verzweiferten Suche nach Geistern“, sagt Laviv. „Sie beschäftigen sich mit der Rekonstruktion und Neuinszenierung einer sich auflösenden Welt – unter radikalem Einsatz von Archivmaterialien.“

Für ihre Kunstwerke zerschneidet und rekombiniert sie alte und neue Bilder, verknüpft Historie und Gegenwart

So arbeitet Laviv auch mit alten Fotografien, die sie im Museumsarchiv entdeckte. Darauf ist eine junge Frau zu sehen, die 1927 in Trachtenkleidung vor der Kulisse der Bauernstuben posiert. Die Künstlerin ergänzt nun sechs dieser Aufnahmen um zwei weitere, die ihre Großmutter zeigen, und lässt beide Frauen als etwa 50 Zentimeter große Aufsteller drei der Prachtstuben bevölkern. Diese Aneignung einer fremden Heimat wird von einer Audioinstallation aus geflüsterten Worten in deutscher, englischer und hebräischer Sprache begleitet. Im diffusen Licht vermischen sich dann kollektive und private Erinnerungen und verweisen auf die Notwendigkeit, Überliefertes zu pflegen, es aber immer wieder auch neu zu bewerten.

Julika Pohle ist Kulturwissenschaftlerin, Journalistin und Autorin, u. a. für die „Welt am Sonntag“. Genau wie Hila Laviv hat sie die Erfahrung gemacht, dass die Geschichte der Großeltern das eigene Leben stark beeinflusst

100%
NATÜRLICHE ZUTATEN
FERTIG ZUM VERZEHR



Alle HAK Produkte



www.hakdeutschland.de

DIE RAUTE ALS FOKUS

Das Designbüro Giraffentoast kümmert sich seit knapp zwei Jahren um die Gestaltung der Marketingkommunikation der Stiftung Historische Museen Hamburg. Ein Besuch in der Agentur und ein Gespräch mit den kreativen Köpfen

Text: Johanna Zobel
Fotos: Jérôme Gerull

Das Schanzenviertel steht wie kaum ein anderer Ort in Hamburg für Individualität, Kreativität und Offenheit. Hier, im Kleinen Schäferkamp 28, hat die Agentur „Giraffentoast Design GmbH“ in einem Altbaugebäude ihr Zuhause. Auf dem hellen Sandstein schmücken Graffitis, Tags und Aufkleber die Fassade. Selbst das in etwa zwei Meter Höhe angebrachte gelbe Agentur-Schild oberhalb des Galerie-Schaufensters wurde mit einem Aufkleber versehen: einer blau-weiß-schwarzen Raute. Mit der charakteristischen Raute der Stiftung Historische Museen Hamburg (SHMH) hat diese allerdings nichts zu tun.

Nur wenige Schritte neben dem Schaufenster, an der Ecke des Gebäudes, befindet sich der Eingang von Giraffentoast. Zwei Stufen geht es hinauf, dann trennt nur eine braune Tür mit Milchglas die Agentur von der belebten Straße. Innen baumeln Lampen an Kabeln von den hohen Decken, der dunkelbraune Boden kontrastiert mit weißen Pfeilern und weißen Wänden, an denen vereinzelt Illustrationen und Kunstwerke hängen. Der schlauchförmige Großraum ist minimalistisch, modern, musisch.

Die Agentur

Die linke Wand im Eingangsbereich greift das Farbschema der Agentur auf, sie ist giraffengelb. Auf der rechten Seite befindet sich eine Tischgruppe. Hier hat auch Artdirector Michael Schmid seinen Platz. Schmid verantwortet die Ar-

beit mit der SHMH. Er geht zwei Stufen hinauf, vorbei an einem orangen Design-Sessel, neben dem ein Zeitschriftenhalter hängt. Dort liegen einige Ausgaben der Design-Zeitschrift „Page“ und eine Ausgabe der „HISTORY LIVE“. Hinter dem Sessel steht ein großes Regal, gefüllt mit Fachbüchern. Am Ende des Raumes hat Geschäftsführer und Creative Director Holger Markewitz-Peters sein Büro, das sich durch eine große Glasscheibe vom restlichen Teil der Agentur abgrenzt. Hinter seinem weißen Schreibtisch hängen an einer weißen Wand rund 20 Bilderrahmen mit Plakaten sowie ein Whiteboard. In den Bilderrahmen sind neben der Hamburger Musikgruppe Deichkind und der Comicfigur Dagobert Duck vor allem die Arbeiten für die SHMH präsent: die Plakate zur Graffiti-Ausstellung „EINE STADT WIRD BUNT.“, zur Ausstellung „Elbwärts“ über die Norddeutschen Realisten und zur Fotografie-Ausstellung

Feuer und Flamme für
Design: Die Agentur
Giraffentoast sitzt im
kreativen Schanzenviertel





Geschäftsführer und Creative Director Holger Markewitz-Peters behält in seinem Büro den Überblick

„Eyes on Hamburg“. Was sie vereint, ist ein Motiv, das zum zentralen Gestaltungselement in der Außenwirkung avanciert ist: die Raute. Mal ist sie weiß, mal gelb, mal grün, mal pink – aber immer in den oberen zwei Dritteln des Plakats.

Entwicklung der Raute

Die Raute ist an das Logo der SHMH angelehnt, das aus einem auf der Spitze stehenden Quadrat mit einem stilisierten M in der Mitte besteht. Das

Logo wurde einst von „atelier freilinger & feldmann“ entwickelt, der Vorgängeragentur der SHMH. Die Raute als Fokus einzusetzen, ist eine Idee von Giraffentoast und soll alle Häuser der Stiftung verbinden: „Mit der Raute wollten wir ein Wiedererkennungswert schaffen, eine gemeinsame Klammer. Es gibt immer einen Fokus auf bestimmte Themen, aber durch die Raute sind alle Kommunikationsmaßnahmen als Gemeinschaft verbunden“, erklärt Markewitz-Peters.



Auch auf der neu gestalteten Internetseite der Stiftung setzt Giraffentoast die Raute ein. Die Seite wurde so strukturiert, dass der Fokus möglichst schnell und einfach auf unterschiedliche Themen gelegt werden könne. „Wir haben eine Website konzipiert, die sehr demokratisch funktioniert“, sagt Markewitz-Peters. Das habe den Vorteil, dass sowohl große als auch kleine Ausstellungen und Themen der Stiftung auf der Startseite erscheinen können. Auch Anna Symanczyk, bei der SHMH für die

Online-Kommunikation zuständig, schwärmt von der neuen Erfahrung im Netz: „Die Website ist nun leichter zu navigieren, barrierearm, grafisch ansprechender. Sie hat nun einen umfangreichen Kalender und bietet technisch diverse Möglichkeiten, Inhalte miteinander zu verknüpfen.“

Image-Videos

An einigen Stellen auf der Website begegnen einem zudem illustrierte rot-weiße Figuren, mit langen Beinen und Armen sowie kurzen Oberkörpern. Auch sie wurden von Giraffentoast entworfen und stellen die Besucherinnen und Besucher der Museen dar, erklärt Symanczyk. „Sie zeigen auf eine neue und überraschende Art und Weise, was man in den Museen alles machen und erleben kann.“

Das soll auch in den neuen Image-Videos zum Ausdruck kommen, die für die Museen erstellt wurden: „Da sind kleine Besuchergruppen, die in die Raute reinspringen und etwas erleben. Das war von Anfang an die Idee, dass dieser Fokus auch ein Zeitportal sein kann, in das man hineingeht“, sagt Markewitz-Peters. Die ersten Videos sind bereits seit September 2023 zu sehen: je eins für das Museum für Hamburgische Geschichte, das Museum der Arbeit, das Altonaer Museum und das Deutsche Hafenumuseum.

Produziert wurden die Filme gemeinsam mit dem zweiten Standort in Berlin, den Giraffentoast-Mitbegründer Philip Braun leitet und sich auf Motion Graphics und 3-D-Visualisierungen spezialisiert hat. In Hamburg wurden die Illustrationen angefertigt, in Berlin animiert und zu einer Geschichte geformt.

Gründung von Giraffentoast

Markewitz-Peters und Braun haben sich während ihres Studiums im niederländischen Groningen kennengelernt. Im Jahr 2000, nach ihrem Abschluss an der Kunsthochschule Academie Minerva, stand für die beiden schnell fest, eine gemeinsame Agentur zu gründen. Relativ früh entstand auch der Name der Agentur. „Giraffentoast war ein Versprecher. Auf irgendeiner Party hat jemand etwas gesagt und ich habe ‚Giraffentoast‘ verstanden“, sagt Markewitz-Peters. „Das Schöne an der deutschen Sprache ist, dass du beliebige Wörter zusammensetzen kannst und daraus im Kopf Geschichten entstehen. Das passt ganz gut zu dem, was wir bei den Menschen auslösen wollen“, sagt Markewitz-Peters.

Früher habe die Agentur unter anderem für Autohersteller und Biermarken gearbeitet. Später kam der Wunsch auf, dass das, was „wir fühlen und reingeben in die Arbeit, auch etwas gesellschaftlich Positives bei anderen Menschen bewirkt“. Daher hat Giraffentoast vor etwa fünf, sechs Jahren seinen Schwerpunkt auf die Kultur gesetzt. Heute gehören unter anderem die Deichtorhallen, die Kunstsammlung Nordrhein-Westfalen und die Elbphilharmonie zu ihren Kunden.

Kreative Zusammenarbeit

Und die SHMH, vertreten durch Marketingleiter Jan Lorenzen. „Wir sind mit ihm stets in Kontakt“, sagt Artdirector Michael Schmid. Der SHMH sei es sehr wichtig, wie die Häuser und Themen in der Öffentlichkeit wahrgenommen werden, erklärt Markewitz-Peters: „Der Vorstand und die Direktorinnen und Direktoren sind in Abstimmungen oft mit dabei. Wir haben auch andere Kunden, da besprechen wir alles ‚nur‘ mit der Marketing-Abteilung, die Geschäftsführung haben wir nie gesehen.“ Dass Giraffentoast mit seinem zehnköpfigen Team seinen Fokus auf die Kultur legt, sei für die SHMH von Vorteil. „Die Giraffentoastler bringen die richtige Sensibilität und Erfahrung für die Arbeit mit uns mit und sie kennen die Stadt, die Kulturszene und unseren Museumskontext“, sagt Jan Lorenzen. „Sie wissen, welche Möglichkeiten und Wünsche wir im Vergleich mit einem Mode- oder Telekommunikationsunternehmen haben und sie schätzen die Vielfalt unserer Themen, Standorte und Ausstellungen – vom Deutschen Hafnmuseum und der PEKING bis zur Graffiti-Ausstellung, vom wertigen Ausstellungskatalog bis hin zum Reel für die sozialen Medien.“

Bei der Ausschreibung für den Bereich „Gestaltung der Kommunikation“ bei der SHMH Anfang 2021 habe sich die Agentur gegen 30 Agenturen durchgesetzt. Die bisherige Zusammenarbeit mit Giraffentoast sei laut Lorenzen „professionell, verantwortungsvoll, ergebnisorientiert und fantasievoll“.

Fantasie und Kreativität sind essenzielle Bestandteile der Agenturarbeit. Man müsse inspiriert bleiben und offen sein, sagt Schmid. „Das Ego auszuschalten ist als Designer und Dienstleister wichtig, um lange glücklich zu bleiben“, sagt er. Das weiß auch Markewitz-Peters: „In einem Design-Prozess durchläufst du verschiedene



Bei Giraffentoast zeigt sich Design auch bei der Auswahl des Mobiliars

Stadien: Zunächst schaut man sich das Projekt relativ nüchtern, objektiv an; dann kommt der Genius-Verrückte-Teil, wo du einfach kreativ bist und raushaust und vielleicht auch mal gar nicht mehr darüber nachdenkst, was du da eigentlich tust. Am Ende schaut man wieder genau hin: ‚Passt das kreative Ergebnis zu den strategischen Überlegungen?‘ Dazwischen hin- und herspringen zu können, ist etwas, das mit der Zeit leichter fällt.“

Symbol mit Wiedererkennungswert

Schmid und Markewitz-Peters verlassen das Büro, biegen rechts und direkt wieder links ab – zum zweiten Flügel der U-förmigen Agentur. Durch eine kleine Küche gehen sie in den Kundenbereich mit angrenzender hauseigener Galerie. Seit 2022 präsentieren hier Künstlerinnen und Künstler viermal im Jahr ihre Werke. „Nach der Corona-Zeit hatten wir große Lust, Leute wieder in echt zu treffen“, sagt Markewitz-Peters.



Holger Markewitz-Peters (links) und Michael Schmid gestalten die Marketingkommunikation der SHMH

Die beiden gehen die Stufen hinab und stehen in der Galerie. Durch das Schaufenster schauen sie auf die belebte Straße. Sie gehen durch die Tür links neben dem Schaufenster und stehen draußen unter dem rechteckigen, gelben Agentur-Schild, auf dem eine weiße Giraffe mit Flammen auf dem Rücken abgebildet ist. Markewitz-Peters blickt hoch. „Den Aufkleber müssen wir noch entfernen“, sagt er, schmunzelt und betrachtet die blau-weiß-schwarze Raute. Er hofft, dass auch die Raute der SHMH bald einen solchen Wiedererkennungswert haben wird. „Die Raute ist der rote Faden. Ich hoffe, dass das auch die Besucherinnen und Besucher der SHMH wiedererkennen werden.“

Johanna Zobel hat Medien und kulturelle Praxis an der Philipps-Universität Marburg studiert, ist Redakteurin beim „Genuss-Guide“ der „SZENE HAMBURG“ und moderiert den Podcast „Einmal alles, bitte!“

ILLUSTRATION IMAGEFILM: GIRAFFENTOAST

IMAGEFILME

In neu produzierten Videos werden die einzelnen Museen der SHMH kurz und knapp vorgestellt. Seit September zu sehen sind die Filme für das Museum für Hamburgische Geschichte, das Museum der Arbeit, das Altonaer Museum und das Deutsche Hafensemuseum.



MUSEEN ALS INKLUSIVE ORTE

Ziel und Anspruch der Stiftung Historische Museen Hamburg ist es, die Geschichte Hamburgs aus der Perspektive aller Beteiligten in inklusiver und partizipativer Form zu präsentieren. Doch wie lassen sich Museen überhaupt diversitätssensibel gestalten?

Text: Sirany Schümann



Tendai Sichone (links) vom Museum für Hamburgische Geschichte und Nina Szogs vom Museum der Arbeit bringen mehr Diversität in den Museumsalltag

Wer geht ins Museum? Um eine Antwort auf diese Frage zu finden, hat die Stiftung Historische Museen Hamburg (SHMH) eine Publikumsstrukturanalyse in Auftrag gegeben. Die Auswertung ist noch nicht abgeschlossen, aber es ist bereits ablesbar, dass die Besucherinnen und Besucher der Historischen Museen nur einen Ausschnitt der diversen Stadtgesellschaft abbilden.

Nina Szogs vom Museum der Arbeit formuliert es noch direkter: „Museen sind, historisch betrachtet, bürgerliche Institutionen, die immer noch Ausschlüsse erzeugen“, sagt sie. Szogs ist Kuratorin für Diversität und neue Vermittlungsformate bei der SHMH. Auch ihre Kollegin Tendai Sichone vom Museum für Hamburgische Geschichte hat diese Position inne. Ihre gemeinsame Aufgabe ist es nun, die Museen für die Zukunft diversitätssensibel zu gestalten und zu inklusiven Orten zu machen. Ein Prozess, der nicht von heute auf morgen auf den Weg gebracht werden kann, schließlich müssen alle Ebenen auf den Prüfstand – von der Sammlung

über die Vermittlung der Inhalte bis zur Personalentwicklung. „Das ist wie ein Tanker, den man umlenkt: Es braucht Zeit“, sagt Sichone.

Der Diversifizierungsprozess in der SHMH

Die beiden Kuratorinnen für Diversität und neue Vermittlungsformate gehören zu einer Gruppe von rund 20 Leuten aus allen Häusern, die sich etwa einmal im Monat trifft, um den stiftungsübergreifenden Diversifizierungsprozess unter Koordination von Anja Dauschek, Direktorin des Altonaer Museums, voranzutreiben. Das ist nicht immer einfach. Verschiedene Interessen treffen aufeinander. Befristete Verträge erschweren zudem eine langfristige Zusammenarbeit, die wichtig ist, um Vertrauen zu schaffen.

Mit der Beratungsfirma akoma coaching & consulting hat sich die Gruppe externe Hilfe dazugeholt. Gerade weil der Prozess so viele Ebenen in der Stiftung betrifft und nicht alle gleichzeitig umgesetzt werden können, haben sich die Beteiligten in einer Zielfindungsphase darauf ge-

Um für die Öffentlichkeit relevant zu bleiben, ist Diversität nicht nur erstrebenswert, sondern obligatorisch



einigt, sich erst einmal auf vier große Punkte zu fokussieren: Personalgewinnung, interne sowie externe Kommunikation und ein Aktionskonzept in Fällen von Diskriminierung. Zwar gebe es in der SHMH Gleichstellungs- und AGG-Beauftragte (AGG = *Allgemeines Gleichbehandlungsgesetz, Anm. d. Red.*), einen Personalrat und eine Vertretung für Schwerbehinderte, es sei jedoch beispielsweise nicht ganz klar, wer in welchen Fällen die Ansprechpartner sind, so Szogs. Auf die Zielfindungsphase folgte die Analysephase, in der sich die Arbeitsgruppe derzeit befindet. Hierzu führt akoma coaching & consulting eine Befragung der Mitarbeitenden durch. Die Beratungsfirma wird darauf aufbauend eine Empfehlung aussprechen. Um deren Realisierung geht es in der Umsetzungsphase.

Diversität in den Häusern

Die vier Ziele wurden ausgewählt, weil sie auf Stiftungsebene angesiedelt sind und auf eben dieser behandelt werden können. Andere Themen wiederum finden in der Arbeit der einzelnen Häuser ihren Platz. Tendai Sichone etwa konzentriert sich im Museum für Hamburgische Geschichte auf die geplante Dauerausstellung nach der Modernisierung. Ihr ist es wichtig, die Stadtgeschichte Hamburgs neu zu erzählen und um Perspektiven auf Migration zu erweitern. Zusätzlich ist sie dabei, Ideen zu entwickeln und umzusetzen, mit denen das Museum gezielt Menschen und Gruppen anspricht, die bislang noch nicht erreicht wurden. Mit „EINE STADT WIRD BUNT“ gelänge das bereits sehr gut: „Unsere Graffiti-Ausstellung ist für das Haus schon etwas Besonderes. Wenn wir den richtigen Ton und die richtigen Inhalte treffen, hoffe ich, dass sich viele Menschen eingeladen und willkommen fühlen“, sagt Sichone.

Im Museum der Arbeit setzt Nina Szogs zusammen mit dem Wissenschaftsteam einen Fokus darauf, das Sammlungskonzept diversitätssensibel zu gestalten. Sie wollen aktuell und aufmerksam sein im Vokabular und Diskurs, wenn es um Themen wie Intersektionalität, Migrationsgeschichte und Klassismus geht. Im kommenden Jahr entsteht am Standort in Barmbek mit dem Torhaus zudem ein neuer Bereich: das „Forum Zukunft gestalten“. Geplant ist ein offener Raum, der andere Perspektiven auf das Thema „Zukunft der Arbeit“ ermöglicht. Zusätzlich hat Szogs ein Citizen-Science-Projekt in Koopera-

tion mit Hamburger Schulen gestartet. Dabei stellen Schülerinnen und Schüler den Menschen in ihrem Umfeld die Frage: „Was ist Arbeit für dich?“ Sie erhofft sich dadurch vielfältigere Perspektiven auf das Thema.

Die beiden Kuratorinnen für Diversität und neue Vermittlungsformate glauben, dass sich Museen in Zukunft stärker zu Orten des Austausches entwickeln. Offene, gemeinschaftlich gestaltete Räume stehen dann neben klassischen Ausstellungen. Sie hoffen außerdem, dass der Diversifizierungsprozess, einmal angestoßen, nicht wieder abebbt und sich die Museen ständig weiter reflektieren. Für sie ist klar: Um für die Öffentlichkeit relevant zu bleiben, ist Diversität nicht nur erstrebenswert, sondern obligatorisch.

Sirany Schümann studierte Germanistik, Soziologie und Literaturwissenschaften, ist Redakteurin bei „SZENE HAMBURG“ und leitet u. a. das Sondermagazin „Divers(c)ity“

WAS MACHT EIGENTLICH ...

Bettina Kiehn, kaufmännische Direktorin der SHMH



Text: Laura Lück
Foto: Jérôme Gerull

Die wichtigste Grundvoraussetzung für die Wirtschaftlichkeit eines Kulturbetriebs ist eine sehr gute fachlich-inhaltliche Arbeit!, erklärt Bettina Kiehn. Die Stiftung Historische Museen Hamburg (SHMH), als Stiftung öffentlichen Rechts, in der sie als kaufmännische Direktorin tätig ist, hat das Privileg, mit Steuergeldern arbeiten zu dürfen. Damit gehe eine besondere Verpflichtung einher: „Was wir mit den öffentlichen Mitteln machen, muss richtig gut sein. Dafür haben wir in allen Häusern der SHMH großartige Teams, die mit spannenden Ausstellungen, Publikationen und ambitionierten Bildungsangeboten genau das gewährleisten.“

Ohne gute Inhalte also keine Wirtschaftlichkeit – ebenso wenig sei kreative Arbeit ohne gut aufgestellten kaufmännischen Part innerhalb der SHMH möglich. Die Bereiche bedingen sich gegenseitig. „Kaufleute sind im Grundsatz Universalisten und können sich auf Arbeitsfelder spezialisieren; und mir liegt eben der Kulturbereich

sehr nah“, so Kiehn, die bis 2019 als Vorstand der Stiftung Bürgerhaus Wilhelmsburg tätig war. Die studierte Diplomkauffrau mit Schwerpunkt Rechnungswesen, Steuer und Revision ist für die Leitung sämtlicher kaufmännischer Verwaltung der Bereiche Finanzen, Controlling, Personal, IT und Besucherservice verantwortlich.

Eine enge häuserübergreifende kaufmännische Zusammenarbeit innerhalb der SHMH ermöglicht das Management Zentrale Dienste (MZD). Dieses bildet eine eigene Säule innerhalb des Organigramms, die sich als Entwicklungs- und Serviceeinheit um zentrale Aufgaben kümmert, die in allen Häusern anfallen. Als kaufmännische Direktorin führt Kiehn dieses Team, das sich unter anderem aus den Fachbereichsleitungen Verwaltung aller Museen der Stiftung zusammensetzt. So hat beispielsweise der Verantwortliche für den stiftungsweiten Rechnungsworkflow und die Vergabestelle auch das Amt der Fachbereichsleitung Verwaltung im Museum für Ham-

Was wir mit öffentlichen Mitteln machen, muss richtig gut sein. Dafür haben wir in allen Häusern der SHMH großartige Teams



burgische Geschichte inne. Das Sorge dafür, dass innerhalb des MZD sehr klar sei, wo die Bedarfe der Häuser liegen – die Informationen stammen schließlich aus erster Hand, so Kiehn. Zum MZD gehören auch die Personalabteilung und der Museumsdienst Hamburg, der mit seinem Buchungsservice für Gruppenführungen für derzeit 28 Museen in Hamburg tätig ist.

In den letzten zwei Jahren hat Kiehn mit dem MZD auch einige Modernisierungs- und Entwicklungsvorhaben verantwortet. Darunter Großprojekte wie die digitale Zusammenführung der Sammlungsdatenbanken, die Einrichtung eines Besuchsmanagements, neue Kassensysteme und den Aufbau eines Online-Shops.

Aktuell stehen alle Häuser der SHMH vor umfassenden Modernisierungsprozessen. Die Vorbereitungen der Maßnahmen im Museum für Hamburgische Geschichte sind bereits im vollen Gange. Als Nächstes steht das Jenisch Haus auf der Maßnahmenliste, die von Kiehn kaufmännisch begleitet wird, gefolgt vom Museum der Arbeit und dem Altonaer Museum. Die Bauvorhaben werden sowohl vom Bund als auch von der Stadt Hamburg finanziert. „Noch mehr Steuergelder, mit denen wir sehr ordentlich umgehen werden“, so Kiehn. Bauvorhaben mit öffentlichen Mitteln unterliegen einem besonders engen Regelungsrahmen. Das mache sie nicht unbedingt schneller, allerdings sei es richtig, dass in diesen Fällen eine besondere Sorgfalt verlangt werde.

Das wohl größte Bauprojekt der SHMH an dem Kiehn mitwirkt, soll zum Ende der Dekade abgeschlossen werden: der Neubau des Deutschen Hafensemuseums auf dem Gebiet des Kleinen Grasbrook, das aktuell noch einer Sandwüste gleicht. Bis der erste Bagger seine Schaufel hineingraben wird, müssen noch einige Vorbereitungen erfolgen. Die Stiftung plant einen internationalen Architektenwettbewerb, der die spektakulärste, kostengünstigste und nachhaltigste Lösung bringen soll. „Diese Dinge brauchen Zeit und die muss man sich auch nehmen. Wir haben von der Stadt ein großartiges Grundstück an der Spitze des Grasbrooks bekommen. Das wird etwas ganz Besonderes“, schwärmt sie. „Wir haben Baufeld Nummer 1 in einem hoch ambitionierten neuen Stadtteil, der klimaneutral werden soll. Da hat sich die Stadt Hamburg etwas vorgenommen – und wir uns für den Museumsneubau auch.“

Schwindlig wird es Kiehn bei all den Projekten nicht. Ausstellungsbesuche kriegt sie im Ka-

lender auch noch unter: „Ich gehe zu den Eröffnungen und plane in den meisten Fällen, ein zweites Mal in Ruhe zu kommen. Das klappt aber leider nicht immer.“ An einem Arbeitstag kommen schon mal bis zu zehn Meetings zusammen. Das sei zwar viel, aber auch sehr vielfältig. Die Freude finde Kiehn gerade in der Abwechslung. Ohne gute Teamarbeit sei eine solche Aufgabe aber nicht zu bewältigen. „Ich arbeite sehr eng mit unserem Vorstand Hans-Jörg Czech zusammen. Wir sind als Team ein seltener Glücksfall und daher schaffen wir es, viele Vorgänge effektiv und effizient gemeinsam zu bewegen.“ Leidenschaft für ihren Job sei außerdem unabdingbar. Sie treibt die Direktorin durch die lange Arbeitswoche: „Ich möchte die wirtschaftliche Seite der Stiftung so gestalten und steuern, dass ein Maximum an Handlungsfähigkeit für alle Organisationseinheiten herauskommt. Das Geld soll auf die Straße. Es geht darum, die knappen Zuwendungen eins zu eins und so zeitnah wie möglich für die Inhalte der Stiftung einzusetzen.“

Laura Lück ist freie Journalistin und Autorin. Ihr Herz schlägt für Kunst, Kultur und Kulinarik. Sie schreibt u.a. den „Genuss-Guide“ der „SZENE HAMBURG“

FÜNF FRAGEN AN ...

DIRK JURETZKI

Haustechniker im Jenisch Haus

Interviews: Matthias Seeberg



Wie lange arbeiten Sie schon in der SHMH und was genau ist Ihr Arbeitsfeld?

Im Jahr 2000 habe ich die Sonderausstellung über den Architekten Christian Frederik Hansen im Jenisch Haus aufgebaut und gehängt, damals noch als freier Mitarbeiter. Im Anschluss hat mich Frau Dr. Hedinger, die damalige Leiterin des Hauses, gleich „als Mann für alle Fälle verhaftet“ und mich mit einer Festanstellung gelockt. Inzwischen kümmerere ich mich im Jenisch Haus um fast alles im Bereich der haustechnischen Betreuung.

Mit welchem Projekt sind Sie aktuell beschäftigt?

Bis Ende September habe ich zusammen mit den Kolleginnen und Kollegen im Altonaer Museum die Ausstellung „glauben und glauben lassen“ aufgebaut. In diesen Zeiten der kollegialen Amtshilfe organisiere ich mir die Arbeit im Jenisch Haus so, das es passt. Jetzt gehören wieder die

Betreuung der Objekte, das Messen des Raumklimas und die Pflege des häuslichen Umfelds zu meinen täglichen Aufgaben.

Was gefällt Ihnen an Ihrer Arbeit am besten?

Das Jenisch Haus selbst mit der Kunst in seinen Räumen und in einem wunderschönen Park gelegen, gefällt mir am besten. Schwierig ist hier bisweilen der Winter, da die historische Sommervilla nur im Erdgeschoss heizbar ist. Auf der anderen Seite kann ich hier den immerwährenden Kreislauf der Natur erleben, sodass ich im Frühjahr die Sonne, die ihren Kampf gegen die stetige Finsternis wieder aufnimmt, freudig begrüße.

Welcher ist Ihr Lieblingsort in Hamburg und was macht ihn so besonders?

Einer meiner Lieblingsorte ist seit mehr als 35 Jahren das 3001 Kino im Schanzenviertel. Meine Kinobegeisterung begann mit 16 Jahren, als ich den Film „Harold und Maude“ zum ersten Mal gesehen habe, den ich inzwischen mitsprechen könnte. In den Neunzigerjahren lernte ich Jens Meyer kennen, der das 3001 Kino gegründet hatte. Wir wurden schnell gute Freunde und ich wurde zum Filmvorführer ausgebildet – damals noch mit „echten“ Filmen und ratternden Projektoren. Dieses Rattern der Projektoren und das Verschwinden des Lichtes, dann das Öffnen des Vorhangs und Eintauchen in eine Fantasie ist für mich immer noch ein großartiges Gefühl.

Welche Ausstellung haben Sie zuletzt besucht und was hat Ihnen daran gefallen?

Mir gefällt die aktuelle Ausstellung „Elbwärts“ im Jenisch Haus besonders gut, da sie viele mir bekannte Elbansichten von drei zeitgenössischen Malern auf ganz wunderbare Weise zeigt. Als ich diese Ausstellung zusammen mit den Künstlern aufgebaut habe, konnte ich zu den Bildern eine besondere Beziehung entwickeln.

NINA SYLVANUS

Wissenschaftliche Mitarbeiterin im Deutschen Hafenumuseum

Seit wann arbeiten Sie in der SHMH und was haben Sie vorher gemacht?

Seit dem 15. September 2023 bin ich im Team des Deutschen Hafenumuseums für die Weiterentwicklung des Neubaukonzepts mit zuständig sowie für den Aufbau des Fachbereichs Wissenschaft. Zuvor habe ich mich als Associate Professor of Anthropology an der Northeastern University in Boston vor allem mit Fragen von post/kolonialen Warenströmen sowie mit zeitgenössischen Debatten zur Dekolonisierung und zur kulturellen Aneignung beschäftigt. Im Rahmen meiner Forschungs- und Lehrtätigkeit habe ich auch viel zu maritimen Themen gearbeitet, unter anderem zur Rolle von kritischer Infrastruktur und Logistik im Kontext von westafrikanischen Häfen sowie zu chinesischen Investitionen und deren globale Auswirkungen.

Welche sind aktuell die größten Herausforderungen in Ihrem Arbeitsbereich?

Neben Sammlung, Bewahrung, Bildung und Ausstellung ist wissenschaftliche Forschung eine

zentrale Aufgabe von Museen. Diese ist jedoch nicht immer öffentlich sichtbar und erfordert agile Strukturen und Arbeitsweisen, die oft erst noch geschaffen werden müssen. Dazu kommt die Arbeit an der Konzeption des geplanten Museumsneubaus auf dem Grasbrook.

Auf welche Ausstellungen der SHMH freuen Sie sich am meisten?

Ich bin gespannt auf die Ausstellung „Man & Mining“ im Museum der Arbeit. Vor einigen Jahren habe ich ein Seminar zur Anthropologie der Ressourcenextraktion gegeben, das auf ethnografischen Ansätzen basierte. Deshalb bin ich besonders neugierig darauf, wie das Thema aus künstlerischer Perspektive reflektiert wird. Besonders freue ich mich auf die Veranstaltung „White Geology“, die im Rahmen der Online-Vortragsreihe „(Resisting) Extractivism“ stattfindet.

Was finden Sie an Hamburg am besten?

Mir gefällt die Vielfältigkeit der Stadt, die zahlreichen Parkanlagen schaffen Orte der Ruhe, des Nachdenkens und der Erholung. Zum anderen bietet Hamburg ein lebendiges kulturelles Leben. Die abwechslungsreiche Architekturlandschaft mit ihren einzigartigen Kontorhäusern genieße ich beim Fahrradfahren en route zum Hafen und bin gerne mit einem Schiff auf der Elbe unterwegs.

Wenn Sie eine historische Person treffen könnten – wer wäre das und warum?

Hannah Arendt, weil ich sie für ihr freiheitliches, Grenzen sprengendes Denken bewundere sowie für ihren regen Austausch mit den großen intellektuellen Figuren des 20. Jahrhunderts. Wie keine andere hat Arendt den Totalitarismus verstanden – insbesondere dessen Verbindung zu Kolonialismus und Rassismus. Ihr Verständnis von Geschichte ist von tiefen Einsichten geprägt.



27. Juli 1943: Begünstigt durch eine vorherrschende Hitzewelle von annähernd 30 Grad kam es in Hamburg durch die Flächenbrände zu einem Feuersturm in Orkanstärke

BRENNENDE



ERINNERUNG

Der Feuersturm von 1943 blieb im Gedächtnis der Hansestadt als einschneidendes Erlebnis erhalten. Wie wandelte sich der Blick auf die „Operation Gomorrha“ in acht Jahrzehnten?

Text: Malte Thießen

Es war eine Katastrophe unvorstellbaren Ausmaßes. Für die Hamburger war der Feuersturm nur noch in Superlativen fassbar. Geschockt notierte Franz Termer, der damalige Direktor des Völkerkundemuseums, nach den Bombardierungen Ende Juli 1943, „dass Hamburg einmal gewesen ist“.

Die Alliierten gaben den Luftangriffen den Decknamen „Operation Gomorrha“. Die Bezeichnung war nicht übertrieben. Mit etwa 34.000 Toten und 125.000 Verletzten hat sich der Feuersturm als schwerster Luftangriff auf eine deutsche Stadt in die Geschichtsbücher eingeschrieben. Bis Kriegsende erholte sich die Stadt nie mehr ganz von den Angriffen. 900.000 Menschen flüchteten aus der Stadt; Wirtschaft und Verwaltung kamen nur schwer wieder auf die Beine. Endzeitstimmung machte sich breit.

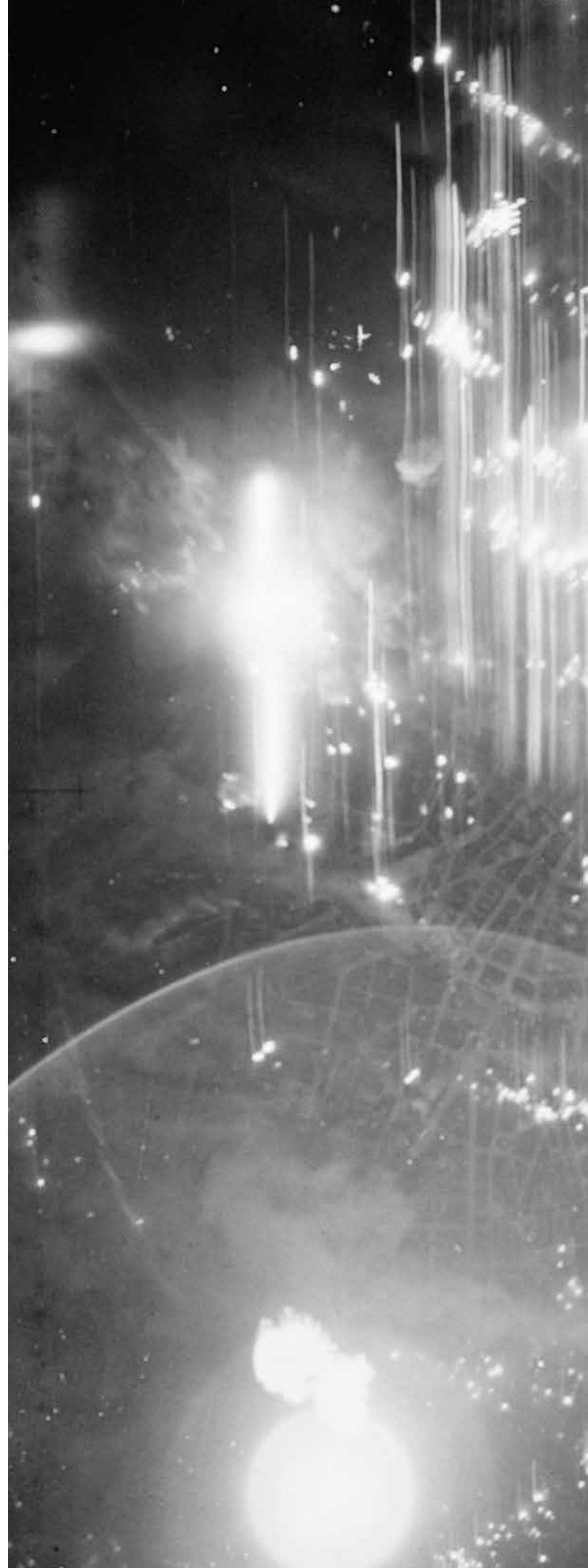
Aus alliierter Sicht waren die Angriffe ein voller Erfolg. Die Flächenbombardements zielten auf eine Demoralisierung der Bevölkerung. Bomben auf die „Heimatfront“ sollten zudem deutsche Ressourcen binden, um den Nationalsozialismus endlich zu besiegen. Die Bomben fielen nicht aus heiterem Himmel: Polen, Niederländer und Briten erlebten zuerst die Zerstörungskraft von Bomben, die die Luftwaffe zunächst auf Wieluń und Warschau, dann auf Rotterdam, Coventry und London abwarf.

Beständige Erinnerungstradition

„Der Untergang“ (Hans Erich Nossack) brannte sich unmittelbar ins Gedächtnis der Stadt ein. Von Anfang an und bis heute erinnert sich die Hansestadt an den Feuersturm. Vergleicht man diese Erinnerungskultur mit der zum Kriegsende, zur „Machtergreifung“ oder zur Verfolgung im Nationalsozialismus, stehen die Bomben an erster Stelle. Kein historisches Ereignis hat in Hamburg eine derart beständige Erinnerungstradition ausgebildet.

Die Vorrangstellung des Feuersturms hängt mit einer erstaunlichen Beobachtung zusammen: Die Erinnerungskultur verwandelte die Bombardierungen in gute Geschichten, die vom Heldentum, vom Zusammenhalt und vom Versöhnungswillen erzählten. Einige dieser Geschichten werden im Folgenden vorgestellt. Es ist die Geschichte einer Stadt, die seit 80 Jahren um die richtige Erinnerung an die Bomben ringt. Es geht weniger um die Bomben von 1943, als um

FOTO: IMPERIAL WAR MUSEUM IWM C 3677





146 Bomber der amerikanischen US Air Force und über 2500 der britischen Royal Air Force flogen Tag und Nacht Angriffe auf die Hansestadt

Mit etwa 34.000 Toten und 125.000 Verletzten hat sich der Feuersturm als schwerster Luftangriff auf eine deutsche Stadt in die Geschichtsbücher eingeschrieben



43 Millionen Kubikmeter Trümmer: Stadtteile wie Hammerbrook, Rothenburgsort und Hamm wurden fast ausgeradiert

die Macht der Gegenwartsbetrachtung auf die Geschichte und auf das Selbstbild der Hansestadt.

Am Anfang war Erinnerung

Schon die Nazis rangen mit der Erinnerung an das Bombardement. Denn für die NSDAP war der Feuersturm ein gewaltiger Prestigeverlust. Die Katastrophe musste den Volksgenossen erklärt, oder besser noch verklärt werden. Umso lauter tönnten Zeitungen seit August 1943 vom Heldenmut, der in den Bombennächten bewiesen worden sei. Der Feuersturm sei ein Schmiedefeuer gewesen, der die „Volksgemeinschaft“ umso enger zusammengeschweißt habe. Auf einer großen Gedenkveranstaltung auf dem Adolf-Hitler-Platz, dem heutigen Rathausmarkt,

schwadronierte Gauleiter Karl Kaufmann vom unbeirrbareren Glauben in den Endsieg, der in den Bombennächten noch gestärkt worden sei.

Auf dem Ohlsdorfer Friedhof entstand im Herbst 1943 jene Grabstätte, die bis heute einen zentralen Anlaufpunkt für Gedenkfeiern bildet: das Massengrab für die Hamburger Bombenopfer in monumentaler Kreuzform mit großen Holztafeln für zerstörte Stadtteile. Die Geburt der Erinnerung aus der Katastrophe wirft lange Schatten bis heute.

Helden des Wiederaufbaus

Nach Kriegsende blieb der Bombenkrieg das dominierende Thema. Wie sollte es auch anders sein, angesichts endloser Trümmerwüsten? Der

Nach Kriegsende blieb der Bombenkrieg das dominierende Thema. Wie sollte es auch anders sein, angesichts endloser Trümmerwüsten?



Denn als „Stunde Null“ trennte der Bombenkrieg fein säuberlich eine „dunkle Zeit“ vor 1943 von einer guten Nachkriegszeit seit 1943, mit der die Nazis nichts mehr zu tun zu haben schienen. Dass in solchen Erinnerungen zwei Jahre „Drittes Reich“ in die Geschichte des Neuanfangs integriert wurden; dass außerdem Leid und Leistungen der Zwangsarbeiter, Kriegsgefangenen und KZ-Häftlinge bei Trümmerräumung und Wiederaufbau keine Rolle spielten, kommt als Problem noch hinzu. Und nicht zuletzt verdeckten die Heldengeschichten die Toten des Bombenkriegs: Sie passten nicht gut zu den Heldengeschichten.

Die Toten und die Friedenssehnsucht

Das änderte sich in den 1980er-Jahren. Auf Gedenkfeiern, in Ausstellungen und Medienberichten spielten die Toten auf einmal die Hauptrolle. Als Warnung vor einem „atomaren Holocaust“ begingen die Hamburger den 40. Jahrestag im Juli 1983. Das Gedenken stand unter einem sehr zeitgemäßen Motto: „Nie wieder Krieg!“

Der Rahmen der Erinnerung hatte sich offensichtlich geändert. In den 1980er-Jahren war die Kriegsangst omnipräsent. Der NATO-Doppelbeschluss und die Sorge vor einem Atomkrieg trieb Hunderttausende auf die Straßen. In der Hansestadt rief man „atomwaffenfreie Zonen“ aus und blickte zurück auf 1943, das nun als schreckliche Parallele zum Dritten Weltkrieg erinnert wurde. Die Opfer des „Feuersturms“ konnten also gar nicht drastisch genug erinnert werden, um die Sinnlosigkeit von Kriegen zu unterstreichen und die Friedenssehnsucht zu befriedigen.

Kritische Stimmen gingen im Chor der Friedensappelle weitgehend unter. So warf der Hamburger Verleger Gerd Bucerius 1983 die Frage auf, ob der Bombenkrieg nicht auch als Beitrag zur Befreiung der Deutschen gesehen werden könne. Und der Historiker Manfred Asendorf forderte in seiner Ausstellung zum 40. Jahrestag,

Wiederaufbau geriet in der Nachkriegszeit zu einem Zauberwort, das nicht nur Wohnraum und Arbeit, sondern ebenso eine Heilung der seelischen Zerstörungen versprach. Der Wiederaufbau rahmte folglich die Erinnerung in den 1950er- und 1960er-Jahren. Besonders beliebt waren Postkarten, Broschüren und Zeitungsartikel im Muster der Kontrastfolie. Gegenüberstellungen von Fotos aus 1943 mit gegenwärtigen Aufnahmen stellten die Aufbauleistungen unter Beweis. Der Luftkrieg illustrierte somit eine „Stunde Null“, mit der sich die Hamburger als Helden feiern konnten.

Die Aufbruchstimmung ist angesichts der tatsächlichen Aufbauleistungen nachvollziehbar. Problematisch sind die Erinnerungen dennoch.

Der Zeitgeist der 1990er-Jahre prägte eine neue Erinnerungskultur: die Deutschen als Opfer ebenso wie die Opfer der Deutschen



Von der Straße Herrlichkeit hatte man einen fast freien Blick auf den Turm des Michel

die Hamburger „nicht nur als Opfer, sondern auch als Täter“ zu sehen. Für derart kritische Deutungen waren die 1980er-Jahre indes noch nicht reif. Zu sehr lasteten Kriegssorgen auf den Menschen, zu gut passten die Opfer-Erinnerungen zum Zeitgeist.

Heute, im Jahr 2023, hat man mitunter eine Art Déjà-vu. Denn seit dem russischen Überfall auf die Ukraine ist die Kriegsangst wieder da. Bilder der Zerstörungen in Kiew, Charkiw, Odessa und Mariupol rufen erneut Erinnerungen wach. Auch der 80. Jahrestag des Feuersturms stand unter diesen Vorzeichen. Und obwohl aktuelle Sehnsüchte nach Frieden mehr als nachvollziehbar sind, bleibt die Erinnerung ein Problem.

Denn in den pazifistischen Parallelen werden alle Städte zu unschuldigen Opfern eines verbrecherischen Angriffskrieges – die Menschen in der Ukraine ebenso wie jene des „Dritten Reichs“.

Selbst dem russischen Präsidenten Wladimir Putin kamen pazifistische Parallelen zupass. In seiner berühmten Rede vom September 2022 erinnerte er an den Bombenkrieg gegen deutsche Städte, um die Russen gegen ein Weltmachtstreben der USA aufzuwiegen. Köln, Hamburg und Dresden seien laut Putin „Opfer der USA“ gewesen und „ohne militärische Notwendigkeit“ in Schutt und Asche gelegt worden.

Den Krieg in den Kontext stellen

Es dauerte lange, bis die Hamburger den Bombenkrieg differenzierter betrachteten. Ab den 1990er-Jahren setzten sich in der Öffentlichkeit Erinnerungen durch, die nicht mehr nur einfache Helden- oder Opfergeschichten erzählten. Bezeichnend für diesen Wandel ist die Rede des Ersten Bürgermeisters Henning Voscherau zum 50. Jahrestag 1993. Am Mahnmahl St. Nikolai warf er eine grundsätzliche Frage auf: „Wer will anklagen? Wer will im Land der Täter Verbrechen gegen Verbrechen aufrechnen?“

Auch das Museum für Hamburgische Geschichte stellte den Bombenkrieg in den Kontext. Am 22. Juli 1993 eröffnete hier die Ausstellung „... wenn alles in Scherben fällt“ – Hamburgs Weg in den Feuersturm“, die eine lange Vorgeschichte der Bombenangriffe präsentierte. Die große Zustimmung der Hamburger zum Rüstungsboom gehörte zum „Weg in den Feuersturm“ ebenso dazu wie die Begeisterung über Zerstörungen britischer Städte und die Verfolgungen und Deportationen. Der damalige Museumsdirektor Jörgen Bracker stellte zur Ausstellungseröffnung klar, dass der Feuersturm keineswegs „einfach vom Himmel gefallen“, sondern durch einen schrecklichen Vorlauf provoziert worden sei.

Dieser Wandel der Erinnerungskultur ist erklärungsbedürftig: Woher rührte das plötzliche



Blick durch die Stadthausbrücke in Richtung der Gängeviertel der zerstörten Innenstadt. Die Bodenskulptur „Stigma“ erinnert dort an die Opfer der Verbrechen im Stadthaus

Bedürfnis, an die Vorgeschichte des Feuersturms und an die Opfer der Verfolgung zu erinnern? Auf diese Frage gibt es zwei Antworten: Zum einen hatte sich die Erinnerungslandschaft in den 1990er-Jahren verändert. Die KZ-Gedenkstätte Neuengamme war zwar nach wie vor ein Provisorium, als Ankerpunkt des städtischen Gedächtnisses aber mittlerweile etabliert. Außerdem eröffnete die Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg und Geschichtswerkstätten gaben seit den 1980er-Jahren neue Einblicke in den Nationalsozialismus vor Ort.

Eine zweite Antwort ist der Zeitgeist der 1990er-Jahre. Denn seit der Wiedervereinigung 1989/90 wurden neue Ängste wach: Ängste vor einem neuen Nationalismus und Rechtsextremismus. Die Anschläge auf Asylbewerberheime stehen als schreckliches Sinnbild für diese Entwicklung. In einer Pressekonferenz wies Voscherau Anfang Juli 1993 auf den Zusammenhang zwischen Gegenwart und Erinnerung hin: „In Zeiten, in denen der innere Frieden in Deutschland durch rechtsextreme Gewalttäter bedroht wird, will Hamburg auch daran erinnern, dass die Ereignisse des 25. Juli bis 3. August 1943 kein isolier-

tes und unvermitteltes Naturereignis gewesen sind.“ Der Zeitgeist der 1990er-Jahre rückte die Vorgeschichte der Bomben und die deutschen Verbrechen also in den Fokus. Er prägte eine neue Erinnerungskultur des Feuersturms, die beides im Blick behielt: die Deutschen als Opfer ebenso wie die Opfer der Deutschen.

Versöhnung als Happy End?

Zum 80. Jahrestag 2023 war neben dem Frieden auch die Versöhnung ein großes Thema. Als Sinnbild steht die gemeinsame Kranzniederlegung für die Opfer des Bombenkriegs am Mahnmal St. Nikolai durch König Charles III., Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier und den Ersten Bürgermeister Peter Tschentscher Ende März 2023. Die deutsch-britische Versöhnungsgeste erntete ein breites mediales Echo. Dass sich ehemalige Kriegsgegner trotz verheerender Zerstörungen die Hände reichen, war in Zeiten des Ukraine-Krieges und des Brexits ein tröstliches Symbol.

Im Vorfeld der Kranzniederlegung mit Charles III. hatte Bundespräsident Steinmeier die Verhältnisse der Versöhnungsarbeit geradegerückt und explizit von deutscher Verantwortung



Kranzniederlegung für die Opfer des Bombenkriegs: König Charles III (Mitte), Bürgermeister Peter Tschentscher (links) und Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier am Mahnmal St. Nikolai

und den Ursachen des Krieges gesprochen: „Achtzig Jahre nach dem Bombenterror deutscher Kampfflugzeuge gegen britische Städte. Welch große Geste der Versöhnung! Aus Feinden von einst sind enge Freunde geworden.“

Rechte Erinnerung und offene Fragen

Ist das kein schönes Happy End der Erinnerungsgeschichte? Obwohl die Stadt mittlerweile zu einer differenzierteren Erinnerungskultur gefunden hat, bleibt diese Frage heute offen. So haben seit den 2000er-Jahren Rechtsextremisten den Feuersturm für sich entdeckt. Alle Jahre wieder machen sie in der Hansestadt mit „Trauermärschen“ auf den „Bombenholocaust“ aufmerksam.

Der Feuersturm wird eine brennende Erinnerung bleiben. Auch in Zukunft werden die Hamburger um das „richtige Gedenken“ und damit über Grundsätzliches streiten – um die historische Verantwortung und ihre Konsequenzen für die Gegenwart, aber auch um die Frage, welche Gesellschaft eigentlich gewollt ist.

Malte Thießen ist Professor für Neuere und Neueste Geschichte an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg und leitet das LWL-Institut für westfälische Regionalgeschichte

BUCHTIPPS



Als Hamburg im Feuersturm versank
Ellert & Richter Verlag,
152 Seiten, 25 Euro



Hamburg im Feuersturm
Junius, 184 Seiten,
29,90 Euro



Null Uhr Neunzehn
Dölling und Galitz Verlag,
232 Seiten, 25 Euro

147,3 Meter ragt
der Turm der ehema-
ligen Hauptkirche
St. Nikolai mahnend in
den Abendhimmel



EIS



Isabel Bogdan
ließ es sich beim
Treffen in Pflanzen
und Blumen nicht
nehmen, genüsslich ein
Eis zu schlemmen

EISKALTER ERFOLG

Die Schriftstellerin Isabel Bogdan begann mit dem Übersetzen von Büchern aus dem Englischen, ehe sie mit „Der Pfau“ und „Laufen“ gleich zwei erfolgreiche Romane schrieb, die beide zudem verfilmt wurden. Ein Porträt der bescheidenen Erfolgsautorin

Text: Nefeli Kavouras
Fotos: Bettina Theuerkauf

Isabel Bogdan steht hinter dem Tresen eines Eisfahrrads im Park Planten un Blumen und verkauft eine Kugel Haselnuss und eine Kugel Waldfrucht, beides in der Waffel. Die in Hamburg-Borgfelde lebende Schriftstellerin macht das nicht hauptberuflich, um genau zu sein, macht sie das nur einmal, und zwar bei einem Cameo-Auftritt in der Verfilmung ihres zweiten Romans „Laufen“. In diesem Film sieht man sie, etwa ab der 51. Minute, leicht verschwommen, in blauer Jacke, wie sie der Nebenfigur Eis verkauft. Es ist dennoch eine Schlüsselszene, denn mit den Kugeln Eis bekommt die Protagonistin nach langer Zeit endlich wieder Hoffnung.

In der Verfilmung des eigenen Buchs einen Cameo-Auftritt zu haben, davon träumen viele Autorinnen und Autoren. Bei Bogdan, geboren 1968 in Köln, wird dieser Traum direkt mit ihren ersten beiden Büchern wahr. 2016 erscheint bei Kiepenheuer & Witsch ihr erster Roman „Der Pfau“ und steht monatelang auf der „Spiegel“-

Bestsellerliste. „Der Pfau“ begeistert durch seinen britischen Humor. In einem Landsitz in Schottland greift ein Pfau alles an, was blau ist. Sieben Jahre nach dem Erscheinungstermin wird „Der Pfau“ verfilmt, hochkarätig besetzt mit Annette Frier, Tom Schilling, Jürgen Vogel – und Isabel Bogdan. Ihr Auftritt findet sich auch hier im gastronomischen Bereich – in einer Kneipenszene ist sie kurz als Barkeeperin zu sehen.

Ernsthafte Zweifel

2019 erscheint, wieder bei Kiepenheuer & Witsch, ihr zweiter Roman: „Laufen“. Die Protagonistin läuft nach dem Suizid des Partners, um ihre Trauer zu bewältigen. Beim Joggen erfährt sie nach und nach Heilung. In der Ernsthaftigkeit unterscheidet sich „Laufen“ vom Erstlingswerk der Autorin. „Bevor dieser Roman erschienen ist, habe ich monatelang geträumt, dass ich nackt durch die Stadt laufe. Da muss man keine Therapeutin sein, um das zu deuten“, so Bogdan. Für sie war nach „Der Pfau“ klar, dass sie etwas anderes schreiben wollte: „Vor dem Thema hatte ich auch großen Respekt und Angst, dass es zu groß für mich sein könnte. Oder dass ich das gar nicht schreiben darf, weil es nicht meine Geschichte ist.“ Und obwohl Bogdan mit „Laufen“ ein ernstes Thema gewagt hat, wurde auch dieses Buch vom Buchhandel, den Medien und den Leserinnen und Lesern angenommen.

Man kann objektiv sagen: Isabel Bogdan ist eine erfolgreiche Autorin. „Trotzdem sitze ich nun am dritten Roman wie das Kaninchen vor der Schlange und habe das Gefühl, ich weiß überhaupt nicht, wie das gehen soll: einen Roman schreiben. Ich weiß, wie kokett das klingt, schließlich hat es zweimal super erfolgreich geklappt, aber ich denke noch immer, ich kann das nicht“, erzählt Bogdan. Es falle ihr sogar schwer, sich selbst als Schriftstellerin zu bezeichnen: „Das ist so ein großes Wort. Es hat etwas von

einem Traum, den man schon als Mädchen hatte. Und es klingt so nach Großschriftsteller, wie Günter Grass oder Martin Walser. Nachdem ‚Der Pfau‘ erschienen ist, habe ich, wenn man mich fragte, was ich beruflich mache, lange gesagt: ‚Ich bin Übersetzerin und neuerdings anscheinend auch Autorin.‘ Die Adverbien kann ich inzwischen weglassen. Ich sage jetzt, dass ich Autorin bin, aber Schriftstellerin finde ich noch immer schwierig.“

Wege zum Ruhm

Blickt man in den Literaturbetrieb, laufen viele Karrieren von Autorinnen und Autoren ähnlich ab. Junge Menschen studieren „Schreiben“ an einer der wenigen Hochschulen, die das anbieten. Dann veröffentlichen sie ihren ersten Roman, erhalten dafür Preise, Stipendien und positive Rezensionen, dann erscheint der zweite Roman und sie erhalten weniger Preise, weniger Stipendien und weniger positive Rezensionen, und für viele bleibt es eine Herausforderung, sich in diesem Beruf zu halten. Bei Bogdan ist es etwas anders abgelaufen, und vielleicht ist das mit ein Grund, warum sie als Autorin nicht nur so gut, sondern auch so erfolgreich ist.

Übersetzend zum Schreiben

Ihre Karriere beginnt nicht mit dem Schreiben, sondern mit dem Übersetzen. Nach ihrem Studium der Japanologie und Anglistik versucht sie, Fachübersetzungen an Land zu ziehen. Das erste Buch, das sie aus dem Englischen übersetzt, war – passend zu *Planten un Blumen* – ein Gartenratgeber. „Das war überhaupt nicht mein Thema. Aber da habe ich zum ersten Mal in meinem Leben Ehrgeiz entwickelt und das Gefühl gehabt, dass es das ist, was ich machen möchte“, so Bogdan. Sie übersetzt weitere Sachbücher zu Themen wie Yoga oder Säugetieren, bis sie bei Literaturübersetzungen ankommt. Mittlerweile übersetzt sie Bücher von renommierten Autorinnen und Autoren wie Jane Gardam, Nick Hornby oder Jonathan Safran Foer aus dem Englischen. Als Bogdan mit dem Übersetzen anfang, hätte sie sich selbst nicht vorstellen können, später Autorin zu werden. „Ich hätte dafür auch überhaupt nicht das Selbstbewusstsein gehabt.“ Das Schreiben kam eher zufällig in Bogdans Leben. „Es kam übers Bloggen“, so Bogdan, „und das wiederum kam, weil mein Mann und ich in Coesfeld im Münsterland wohnten, wo wir niemanden kann-



Bei einem spätsommerlichen Treffen im Park *Planten un Blumen* erzählt Isabel Bogdan, wie sie zum Schreiben kam

ten.“ Als Freiberuflerin, die allein von zu Hause aus arbeitet, sei es schwierig, Menschen kennenzulernen. „Deswegen flüchtete ich mich ins Internet und in die sozialen Medien. Und da begann ich ziemlich früh mit dem Bloggen, zu einer Zeit, in der man noch erklären musste, was überhaupt ein Blog ist und dafür dann schräg angeschaut wurde“.

Bloggen mit Auszeichnung

Sie entwickelt später mit dem Autor Maximilian Buddenbohm das digitale Interviewprojekt „Was machen die da?“, wofür beide 2014 als „Bester Blogger des Jahres“ ausgezeichnet werden. In diesen Interviews geht es darum, warum Menschen bestimmte Sachen gern machen. Menschen, die ungewöhnlichen Berufen nachgehen, werden darin vorgestellt, darunter Katrin Roeske, Wasserorgelspielerin in *Planten un Blumen*.

Durchs Bloggen übt Bogdan das Schreiben, und in dieser Zeit schreibt sie auch drei Kurzgeschichten. Die eine Kurzgeschichte handelt von einem Pfau, der alles angreift, was blau ist, eine andere Kurzgeschichte heißt „Laufen“ – beides blieb nicht nur eine Kurzgeschichte. „Ich habe wahrscheinlich die beste Verwertungsquote überhaupt“, sagt Bogdan und lacht.

Ich weiß, wie kokett das klingt, schließlich hat es zweimal super erfolgreich geklappt, aber ich denke noch immer, ich kann das nicht



Doppelte Berufung

Ihr Arbeitsalltag besteht mittlerweile aus dem Übersetzen und dem Schreiben. Beides macht sie im Grunde gleich gern, beziehungsweise in manchen Momenten gleich ungern: „Wenn ich am Schreiben verzweifle, denke ich: ‚Lass mich doch einfach in Frieden übersetzen.‘ Denn da weiß ich besser, was ich tue. Und wenn ich übersetze, denke ich: ‚Ah, Romanschreiben ist schon auch schön.‘ Ich mag den Wechsel, phasenweise allein am Schreibtisch zu sitzen und vor mich hinzuarbeiten, und dann wieder rauszugehen und meine Arbeit in die Welt zu tragen. Lese-Reisen sind zwar auch anstrengend, aber es ist erfüllend, Leserinnen und Leser zu treffen und ins Gespräch zu kommen.“

Gleichzeitig ist es aber auch so, dass beide Berufe voneinander profitieren können. So erzählt Bogdan, dass man beim Übersetzen sprachliche Präzision lernt und beim Schreiben Selbstbewusstsein fürs Übersetzen bekommt. „Schließlich ist es wichtig, nicht zu sehr am Originaltext zu kleben, wenn es in deutscher Sprache nicht aufgeht. Man kann nicht immer alles eins zu eins übersetzen, da muss man sich ein bisschen lösen.“

Die Fähigkeit, sich vom Text zu lösen, bewies Bogdan, als ihre beiden Bücher verfilmt wurden. Schließlich war es für sie ein hilfreicher Gedanke, die Verfilmungen als eine Art Übersetzung ihrer Romane anzusehen: „Als Übersetzerin bin ich ja auch darauf angewiesen, dass die Autorin ihre Arbeit loslässt und mir vertraut, dass ich meinen Teil der Arbeit gut machen werde. Und natürlich verändert sich etwas bei Übersetzungen, aber das macht es weder besser noch schlechter, sondern einfach anders.“

Hört man Bogdan zu, lernt man, wie uncalculierbar Erfolg ist, wie sehr Zufall eine Rolle spielt; und das Gespür für gute Geschichten natürlich. Es ist auch eine schöne Erkenntnis: Erfolg trifft manchmal doch diejenigen, die ihn verdient haben. Es bleibt also abzuwarten, in welcher filmischen Übersetzung Bogdan einen weiteren Cameo-Auftritt haben wird.

Nefeli Kavouras bewarb sich als Statistin bei Filmdrehen in ihrer Heimatstadt Bamberg und wurde nie genommen. Heute ist sie froh, etwas mit Büchern zu machen, ob im mairisch Verlag, als Autorin oder bei Veranstaltungen

WERKE



Der Pfau
Kiepenheuer & Witsch, 256 Seiten,
18,99 Euro



Laufen
Kiepenheuer & Witsch, 208 Seiten,
20 Euro



Mein Helgoland
Mare, 112 Seiten,
20 Euro



Sachen machen
Rowohlt, 220 Seiten,
12 Euro

BLICK ÜBER DEN GARTENZAUN

Der Kunsthistoriker Martin Warnke war ein international bekannter Wissenschaftler. Weniger bekannt ist, dass er sich auch in Hamburg – wo er einige Jahre an der Universität lehrte – um das kulturelle Erbe verdient gemacht hat. Ein Rückblick

Text: Karen Michels

Lieber Herr Langmaack,

jetzt sind ja die Holzgitter vor dem Warburg-Haus angebracht, die dem Vorgarten einen schönen würdigen Abschluß geben, obwohl im Detail die Stäbe leider falsch rhythmisiert sind. Nun ist aber doch noch sozusagen der letzte Strich zu vollziehen: Die Gitter hängen etwas frei in der Luft; ich hörte neulich jemanden sagen, sie erinnerten ihn an die französischen Pisssoirs. Tatsächlich kann man auf den alten Fotos sehen, dass die Gitter auf einem Backsteinstreifen aufruhten. Meine Frage ist, ob vielleicht noch so viele Mittel vorhanden sind, dass dieser letzte Schönheitsfehler am Hause korrigiert werden kann.



Pisssoirs in der noblen Heilwigstraße? Als der Kunsthistoriker Martin Warnke diesen Brief am 25. Oktober 1996 an den Architekten Gerhard Langmaack schrieb, war er 59 Jahre alt. Seit 17 Jahren wirkte er als Ordinarius für Kunstgeschichte an der Hamburger Universität. Als Spezialist für Rubens, Goya und Velázquez hatte er sich ein internationales Renommee erworben. Sein Buch „Hofkünstler. Zur Vorgeschichte des modernen Künstlers“ war längst ein Standardwerk. Seine Veröffentlichungen zur politischen Architektur und zur politischen Landschaft hatten die Fachwelt erstaunt und Generationen von Studierenden inspiriert.

Und nun kümmerte sich der Ordinarius höchstpersönlich um Gartenzäune? Doch dieser Zaun gehörte – und darin liegt des Rätsels Lösung – zu einem sehr besonderen Haus: dem Gebäude nämlich, in dem sich bis zu ihrer Vertreibung 1933 die Bibliothek des Hamburger Kunsthistorikers Aby Moritz Warburg (1866–1929) befand. Warburg war Jude. Die von ihm gegründete „Kulturwissenschaftliche Bibliothek Warburg“ hatte Ende 1933 in letzter Sekunde nach London





Das wiederhergestellte Warburg-Haus an der Heilwigstraße 116 in Hamburg-Eppendorf mit neuem Zaun und Backbleistreifen

Die Wiedergewinnung des Warburg-Hauses für die Wissenschaft und die Kultur ist wohl Warnkes nachhaltigste Leistung für Hamburg

gerettet werden können. Die Bücher, Mitarbeiter und damit der Geist dieser ungewöhnlich progressiven Institution waren für Hamburg verloren. Aber das von Warburg konzipierte Bibliotheksgebäude existierte noch – auch wenn es inzwischen in andere Hände übergegangen war. Die Wiedergewinnung des Warburg-Hauses für die Wissenschaft und die Kultur und seine Revitalisierung ist wohl Warnkes nachhaltigste Leistung für Hamburg.

Publizistische Provokationen

1978 war Warnke aus Marburg, wo er seit 1971 lehrte, nach Hamburg berufen worden. Er galt damals als links, aber politisch nicht instrumentalisierbar. Für seinen berühmt gewordenen Beitrag auf dem Kunsthistorikertag 1970 hatte er kunsthistorische Populärliteratur untersucht und darin als erster – und zur Empörung sehr zahl-

reicher Kollegen – Reflexe nationalsozialistischer Ideologeme (*Gedankengebäude, Anm. d. Red.*) aufgedeckt. Er hatte die Couchhecke („Zur Situation der Couchhecke“) als wissenschaftlichen Gegenstand entdeckt und ausgerechnet in den Museumswärtern die eigentlichen Vermittler des Wissens über Kunst erkannt. Und er hatte in Lehrveranstaltungen schon Aby Warburg und den aus Deutschland vertriebenen Hamburger Kunsthistoriker Erwin Panofsky behandelt: Beiden verdankte das Fach eine Neudefinition durch innovative Fragestellungen wie die nach den Bedingungen, unter denen Kunst entsteht. Die daraus entwickelte neue Methode – die Ikonologie – und damit die Frage nach dem symbolischen Gehalt von Kunstwerken bedeutete für die Kunstgeschichte eine Revolution.

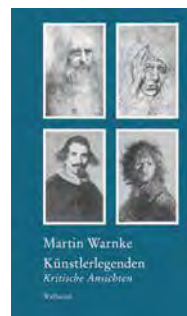
Im Nachkriegsdeutschland waren solche von jüdischen Kollegen entwickelten Ansätze zunächst weitgehend ignoriert worden. Gemeinsam mit Kollegen des kunstgeschichtlichen Seminars und dem damaligen Direktor der Hamburger Kunsthalle, Werner Hofmann, startete Warnke aber bald nach seiner Berufung eine Initiative zur Neuentdeckung von Warburgs weit ausstrahlender Forscherpersönlichkeit. Der Ort aber, an dem man diesem hätte begegnen können, das 1925 von dem jungen Hamburger Architekten Gerhard Langmaack errichtete Bibliotheksgebäude in der Heilwigstraße 116, befand sich in einem traurigen Zustand: der Vorgarten ein Waschbeton-Parkplatz, die Buchstaben „KBW“ von der Fassade entfernt, die Fenster im Stil der 1960er-Jahre vereinfacht, der ikonische ellipsoide Lese- und Vortragssaal ausgeweitet und zum Drehort für Werbefilme umgenutzt – und der das Ensemble komplettierende Zaun fehlte ganz. Warburgs „Maschinenraum, der eine geistige Dauerheizung speist“ lag brach.

Projekt Warburg-Haus

Jahre gingen ins Land, in denen Warnke zahlreiche Bücher publizierte und in seinen Vorlesungen zu Velázquez und Goya, zu Dürer und Memling, zu Rubens und Rembrandt ein großes, auch nicht-akademisches Publikum anzog. Neben all den wissenschaftlichen Aktivitäten behielt er jedoch ein Projekt im Fokus: das Warburg-Haus. Immer von Neuem versuchte er gemeinsam mit seinen Kollegen, die politischen Entscheidungsträger von der Bedeutung des Bibliotheksgebäudes zu überzeugen ...

Erst als er 1991 als erster Kunsthistoriker überhaupt mit dem renommiertesten – und hoch dotierten – deutschen Wissenschaftspreis, dem Gottfried Wilhelm Leibniz-Preis, ausgezeichnet wurde, kam neue Dynamik in die Sache. Das Preisgeld, so sein Angebot, würde er in die intellektuelle Infrastruktur des Hauses investieren. 1993 beschloss dann die Freie und Hansestadt Hamburg schließlich, Aby Warburgs Bibliotheksgebäude zu erwerben und es wieder für wissenschaftliche Zwecke nutzbar zu machen. Am 20. Mai 1995 wurde das Haus unter neuen Vorzeichen wieder in Betrieb genommen. Zwei Dinge lagen Warnke besonders am Herzen: die Erinnerung an die weitgehend vertriebene „Hamburger Schule der Kunstgeschichte“ und die Revitalisierung der von dieser entwickelten Forschungsansätze. Er etablierte im Haus ein DFG-Projekt (*DFG = Deutsche Forschungsgemeinschaft, Anm. d. Red.*) zur Erforschung der von den Nationalsozialisten verfolgten und vertriebenen deutschsprachigen Kunsthistoriker, außerdem das „Archiv für

BUCHTIPPS



Künstlerlegenden
Martin Warnke;
Wallstein Verlag,
204 Seiten, 18,90 Euro



Neues Sehen
Karen Michels;
Wallstein Verlag,
164 Seiten, 22 Euro

verfolgte (Hamburger) Kunst“, das „Warburg-Archiv“ und schließlich die „Forschungsstelle zur Politischen Ikonographie“.

Anknüpfend an eine der bahnbrechendsten Ideen Warburgs, die Ausweitung des kunstgeschichtlichen Wirkungsradius ins Zeitgenössische und in die Populärkultur, erweiterte Warnke das Untersuchungsfeld systematisch bis in den Bereich der modernen Massenmedien. Kunstgeschichte öffnete sich so zur Bildwissenschaft. Die noch heute im Warburg-Haus bestehende Forschungsstelle richtet ihren Analyseblick sowohl auf mittelalterliche Flugschriften als auch auf barocke Reitermonumente, sowohl auf aktuelle Parteienwerbung als auch auf Urlaubsprospekte, Postkarten, Briefmarken und andere Alltagsmedien. Wer immer sich für visuelle Bildstrategien aller Art interessiert, findet im Warburg-Haus reichhaltiges Material. Aktuell ist man hier dabei, Warnkes umfangreichen, nach Stichworten geordneten Bildindex zu digitalisieren und damit für die internationale Forschung nutzbar zu machen.

Raus aus dem Elfenbeinturm

Warnke lebte nicht im Elfenbeinturm. Es war ihm ein besonderes Anliegen, wissenschaftliche Methoden und Erkenntnisse ganz praktisch auf die eigene Region, die eigene Stadt, das alltägliche Umfeld anzuwenden. Besonders deutlich zeigte sich dies in der engen Kooperation mit der Hamburger Kunsthalle. Er beteiligte sich am Konzept der Goya- und der Luther-Ausstellung, die Werner Hofmann Anfang der 1980er-Jahre mit großem Erfolg durchführte, und begründete mit diesem 1982 eine eigene Schriftenreihe, das mit „Idea“ betitelte Jahrbuch der Hamburger Kunsthalle – ein seltener Fall einer programmatischen Kooperation zwischen Universität und Museum. „Der Titel dieser Zeitschrift“, so heißt es im Vorwort zum ersten Band, „ruft die Erinnerung an die wenigen Jahre herauf, in denen die Kunstwissenschaft in Hamburg ein internationales Spitzenniveau vertrat. ‚Idea‘ ist nicht allein der Titel einer klassischen Schrift des frühen Panofsky, des ersten kunstgeschichtlichen Lehrstuhlinhabers an der Hamburger Universität, sondern zugleich das Stichwort für ein kunstwissenschaftliches Verfahren, in dem Anschauung und Denken, Begriff und Sache, Bild und Idee in einer unaufgehobenen Spannung und Bewegung gehalten sind.“

Zwei Dinge lagen Warnke besonders am Herzen: die Erinnerung an die weitgehend vertriebene „Hamburger Schule der Kunstgeschichte“ und die Revitalisierung der von dieser entwickelten Forschungsansätze

Auch Warnke war es zeitlebens wichtig, das produktive Miteinander von „Anschauung und Denken“ in immer neuen Varianten auszuloten – und weiterzugeben. So wurden Studierende in den Hamburger Museen regelmäßig mit innovativen Führungstechniken bekannt gemacht und darin trainiert, ihr theoretisches Wissen für ein allgemeines Publikum aufzubereiten. Warnke engagierte sich aber auch im Vorstand der „Freunde der Kunsthalle“, und er erarbeitete mit Studienanfängern gern kleine Praxis-Dokumentationen: Hefte, die dem Haus Moorweidenstraße 18 (in dem sich das Kunstgeschichtliche Seminar damals befand) oder etwa dem Mineralogischen Museum der Universität gewidmet waren. In einer Art professionellem Resümee listete er unter den in Hamburg umgesetzten Initiativen auf: „Ringvorlesung ‚Jahrhundertwenden‘. Nur





Warburgs
Denkraum: der
elliptische Lesesaal,
das Herzstück des
Warburg-Hauses

einmal durchsetzbar. [...] Als Dekan Einführung der ‚Orientierungseinheiten‘ in den Fächern“, aber auch den Aufbau eines „Graduiertenkolleg Politische Ikonographie“ sowie die Etablierung eines „Gustav-Pauli-Volontariats“ in der Kunsthalle.

Persönlich ein Meister der leisen Töne und der Zurückhaltung, galt Warnke bei seinem Tod am 11. Dezember 2019, wie in verschiedenen Nachrufen formuliert, als einer der „international angesehensten und bedeutendsten Gelehrten“, als „herausragender Diplomat der Wissenschaft“, als „ungewöhnlich inspirierender Lehrer“, als Erneuerer seines Fachs und „Begründer einer kritischen Bildwissenschaft“. Zeitlebens hat er an die Autonomie der Kunst geglaubt, so wie sie Jacob Burckhardt beschrieben hat: „Die Kunst ist eine Macht und Kraft für sich, die sich von keinem

zeitlichen Bedürfnis in den Dienst nehmen lässt.“ Das Denken blieb ihm so wichtig wie das Sehen, das genaue Sehen. Dass Warnke Warburgs Motto „Der liebe Gott steckt im Detail“ zeitlebens wörtlich genommen hat, zeigt die eingangs erwähnte Geschichte mit dem Zaun: Natürlich wurde er um den gewünschten Backstreifen ergänzt. Und komplettiert seitdem die Fassade eines Gebäudes, das Hamburgs Kulturlandschaft um eine neue Dimension bereichert.

Karen Michels studierte in Hamburg Kunstgeschichte und verantwortete die Einrichtung des Warburg-Hauses und des Warburg-Archivs. Sie lehrte an den Universitäten Hamburg, Halle, Jena und Berlin und veröffentlichte zahlreiche Beiträge und Bücher

PROGRAMM

Aktuelle Termine im Herbst/Winter 2023/2024
Alle Termine unter shmh.de

HAMBURG 1923 DIE BEDROHTE STADT



BIS 7. JANUAR 2024

MUSEUM FÜR HAMBURGISCHE
GESCHICHTE

Das Jahr 1923 war für die Weimarer Republik von besonderen Herausforderungen geprägt: Die noch junge parlamentarische Demokratie musste sich nicht nur in politischen Auseinandersetzungen bewähren, sondern auch gegen Hyperinflation und wirtschaftliche Not in großen Teilen der Bevölkerung angehen. Die Ausstellung zeigt die Ereignisse dieses Jahres mit ihren bis heute spürbaren Auswirkungen. Ein besonderes Augenmerk gilt dabei dem „Hamburger Aufstand“, dem Versuch von KPD-Mitgliedern und bewaffneten Arbeitern, im Oktober 1923 von Hamburg aus mit Gewalt eine neue Staatsordnung nach sowjetischem Vorbild zu erzwingen. Zahlreiche Originalobjekte, neue Dokumente und verschiedene Bildquellen beleuchten diese dramatische Zeit aus mehreren Blickwinkeln und betten sie in die allgemeine Stadtgeschichte zwischen 1918 und 1924 ein. Der Blick auf die historischen Ereignisse möchte zudem einen Anlass bieten, sich auch mit den heutigen Gefahren für die Demokratie auseinanderzusetzen.





EINE STADT WIRD BUNT.

Hamburg Graffiti History 1980–1999

Bis 7. Januar 2024

MUSEUM FÜR HAMBURGISCHE GESCHICHTE

Graffiti gehören heute zum typischen Erscheinungsbild einer modernen Großstadt. Sie haben längst den Status von Kunstwerken erreicht – man spricht von ihnen als Urban Art. Als in Hamburg Anfang der 1980er-Jahre die ersten Pieces, wie die gesprühten Schriftzüge im Jargon der Szene genannt werden, an Wänden, Mauern und Zügen auftauchten, waren Graffiti noch Teil einer sich langsam herausbildenden Subkultur. Die Ausstellung „EINE STADT WIRD BUNT.“ beleuchtet die Jahrzehnte ihres Entstehens anhand von fast 500 Exponaten, darunter Fotos, Skizzenbücher, Sprühdosen, Magazine, Schallplatten und szenetypische Accessoires, aber auch mittels eindrucksvoller Raum-Inszenierungen und interaktiver Medienstationen. Zur Ausstellung, die bislang von mehr als 80.000 Menschen besucht wurde, werden jeden Donnerstag um 18 Uhr kostenlose Führungen mit tief in der Hamburger Graffiti-Szene verankerten Kuratoren angeboten.



GLAUBEN UND GLAUBEN LASSEN

Eine Ausstellung über Freiheiten und Grenzen

Bis 15. Juli 2024

ALTONAER MUSEUM

Die Freiheit zu glauben – oder auch nicht zu glauben – ist im Grundgesetz verankert und ein wesentliches Menschenrecht. Die heutige Stadtgesellschaft ist zwar zunehmend säkular, gleichzeitig aber religiös umso vielfältiger geworden. Das hat die Diskussion über Umfang und Grenzen der öffentlich gelebten Glaubensfreiheit verändert und um neue Themen und Perspektiven bereichert. Die Ausstellung beleuchtet die aktuellen Diskussionen vor dem Hintergrund der besonderen Altonaer Stadtgeschichte. Denn in Altona hat das Thema Glaubensfreiheit bereits seit 1601 eine feste Tradition. Anders als im streng lutherischen Hamburg durften dort Mennoniten, Reformierte, Juden und Katholiken ihren Glauben offen leben. Anhand von verschiedenen historischen Objekten und mehr als 50 Video-Interviews mit Hamburgerinnen und Hamburgern spannt die Ausstellung einen Bogen vom

17. Jahrhundert bis in die Gegenwart und zeigt, dass die Geschichte der Glaubensfreiheit schon immer eine Geschichte der Diskussion über Freiheiten und Grenzen gewesen ist.





LOST HOMES / TO FORGET BEAUTIFUL THINGS

Eine künstlerische Intervention von Hila Laviv

28. Februar bis 22. Juli 2024

ALTONAER MUSEUM

Ein zentrales Element der ständigen Ausstellung im Altonaer Museum sind 17 historische Bauernstuben aus ganz Norddeutschland und die dazu gehörigen Bauernhausmodelle. In Form von künstlerischen Interventionen wurden diese Objekte bereits im Jahr 2021 von der Künstlergemeinschaft „Frise“ aus Altona vor dem Hintergrund des viel diskutierten und interpretations-offenen Begriffs „Heimat“ neu befragt und reflektiert. Mit dem Projekt der israelischen Künstlerin Hila Laviv „Lost Homes / To forget beautiful things“ wird diese Form der künstlerischen Auseinandersetzung fortgesetzt. Ausgangs- und Bezugspunkt der Arbeiten von Hila Laviv sind die Kindheitserinnerungen ihrer Großmutter Charlotte Esther Shalmon Warburg (1922–2021) an ihre Jahre in Hamburg und Blankenese. Sie musste als Teenager mit ihren Eltern Anna und Fritz Warburg 1939 vor der nationalsozialistischen Verfolgung nach Schweden fliehen und lebte später in Israel. Über eine künstlerische und gleichzeitig sehr persönlich geprägte Perspektive auf die historischen Bauernstuben und die Bauernhausmodelle setzt sich die Künstlerin mit dem Spannungsfeld zwischen Heimat und Heimatverlust auseinander.



70 JAHRE PIXI – DIE JUBILÄUMSAUSSTELLUNG

Eine Ausstellung in Kooperation mit dem Carlsen Verlag

7. Februar bis 18. August 2024

ALTONAER MUSEUM

Wer kennt sie nicht, die quadratischen kleinen Pixi-Bücher? Sie sind Gute-Nacht-Lektüre, Inhalt von Adventskalendern und Geburtstagstüten, begehrte Sammlerobjekte und nicht zuletzt ein eingetragenes und fest etabliertes Markenzeichen. Mit über 2600 verschiedenen Titeln und zwölf Millionen verkauften Büchern im Jahr ist „Pixi“ die größte Bilderbuchreihe aller Zeiten. 1954 erschien das erste Buch mit dem Titel „Miezekatzen“. 2024 wird die Reihe 70 Jahre alt. Der Verleger Per Hjaldr Carlsen wollte mit seinem Altonaer Verlagshaus Anfang der 1950er-Jahre qualitativ hochwertige Bilderbücher möglichst preisgünstig anbieten. Sein Ziel war die Leseförderung: Jedes Kind sollte ein Buch besitzen können und Spaß am Lesen entwickeln. Er wählte das Format von 10 x 10 cm mit 24 Seiten und benannte es nach dem englischen Wort „pixy“ (Kobold). Das Format nutzte einen Druckbogen perfekt aus und so konnten die kleinen Bücher für 0,50 DM produziert werden – heute kosten sie 0,99 Euro. Die Ausstellung lädt alle Fans zu einer Zeitreise in die letzten sieben Jahrzehnte ein, auf der die Besucherinnen und Besucher neben dem Waldkobold Pixi dem Mädchen Conni, dem seefahrenden Bärenjungen Petzi und dem Elefanten Barbar begegnen.





MAN & MINING

Eine Ausstellung in Kooperation mit dem Weltkulturerbe Völklinger Hütte und in Zusammenarbeit mit der Körber-Stiftung

Bis 1. Mai 2024

MUSEUM DER ARBEIT

Die Ausstellung „Man & Mining“, die vom Museum der Arbeit in Kooperation mit dem Weltkulturerbe Völklinger Hütte erarbeitet wurde, zeigt anhand von verschiedenen künstlerischen Positionen die Bedingungen gegenwärtiger Ressourcenextraktion und deren Folgen für die im Globalen Süden im Bergbau tätigen Menschen. Kunstinstallationen, Foto- und Videoarbeiten unter anderem von Danny Franzreb, Johnny Haglund, Pieter Hugo, Lu Guang, Andrea Mancini, Lisa Rave, Sebastião Salgado, Gabriella Torres-Ferrer sowie dem Künstlerkollektiv „Unknown Fields“ lassen ein weltweites Panorama von historischen Tiefenbohrungen bis zu utopischen Gedanken für die Zukunft entstehen. Ziel der Ausstellung ist es, die Asymmetrien des weltweiten Rohstoffabbaus und die Folgen für die Menschen mit einer Diskussion unseres Konsumverhaltens zu verbinden. Ein mit der Körber-Stiftung gemeinsam konzipierter, interaktiver und partizipativer Bereich der Ausstellung

lädt unter dem Titel „Man WITH-OUT Mining“ dazu ein, über Fragen des persönlichen Konsums und ein Leben ohne kritische Rohstoffe nachzudenken.



ELBWÄRTS.

Neue Gemälde von Tobias Duwe, Lars Möller, Till Warwas

Bis 12. Februar 2024

JENISCH HAUS

Die Maler Tobias Duwe, Lars Möller und Till Warwas gehören zur Gruppe der Norddeutschen Realisten, die sich seit mehr als drei Jahrzehnten dem Thema der Malerei vor der Natur, der Pleinairmalerei, verschrieben hat. Für ihre gemeinsame Ausstellung im Jenisch Haus haben sich die drei Maler zahlreichen bekannten Motiven an der Elbe, aber auch an prägnanten Orten in der Hamburger Stadtlandschaft genähert, die sie mit jeweils eigenem Blick festgehalten haben. In der Ausstellung „Elbwärts“ werden mehr als 100 zum Teil großformatige Bilder präsentiert, die größtenteils eigens für die Ausstellung entstanden und somit erstmals öffentlich zu sehen sind. Unter den Motiven finden sich neben Blicken

auf den Elbstrand, den Jenischpark und den Hafen besondere Eindrücke aus dem Schanzenviertel und der Speicherstadt sowie Panoramen der Alster und ihrer Umgebung.



MUSEUM FÜR HAMBURGISCHE GESCHICHTE

Holstenwall 24
20355 Hamburg
Tel. 040 428 132 100
info@mhg.shmh.de

Öffnungszeiten

Montag 10–17 Uhr
Dienstag geschlossen
Mittwoch 10–17 Uhr
Donnerstag 10–21 Uhr
Freitag 10–17 Uhr
Samstag bis Sonntag 10–18 Uhr

Eintrittspreise

5 Euro für Erwachsene
(ab 1. Februar 2023)

4 Euro für Gruppen
ab 10 Personen
3 Euro ermäßigt

Freier Eintritt für Kinder und Jugendliche unter 18 Jahren

MUSEUM DER ARBEIT

Wiesendamm 3
22305 Hamburg
Tel. 040 428 133 0
info@mda.shmh.de

Öffnungszeiten

Montag 10–21 Uhr
Dienstags geschlossen
Mittwoch bis Freitag 10–17 Uhr
Samstag bis Sonntag 10–18 Uhr

Eintrittspreise

8,50 Euro für Erwachsene

6 Euro für Gruppen ab
10 Personen
5 Euro ermäßigt

Freier Eintritt für Kinder und Jugendliche unter 18 Jahren



ALTONAER MUSEUM

Museumstraße 23
22765 Hamburg
Tel. 040 428 135 0
info@am.shmh.de

Öffnungszeiten

Montag 10–17 Uhr
Dienstag geschlossen
Mittwoch bis Freitag 10–17 Uhr
Samstag bis Sonntag 10–18 Uhr

Eintrittspreise

8,50 Euro für Erwachsene

6 Euro für Gruppen
ab 10 Personen
5 Euro ermäßigt

Freier Eintritt für Kinder und Jugendliche unter 18 Jahren



DEUTSCHES HAFENMUSEUM

Standort Schuppen 50A
Australiastraße
20457 Hamburg
Tel. 040 428 137 130
info@deham.shmh.de

Öffnungszeiten

Es ist bis zum Frühjahr 2024 in der Winterpause.

Eintrittspreise

6,50 Euro für Erwachsene
4 Euro für Gruppen ab 10 Personen und ermäßigt

Freier Eintritt für Kinder und Jugendliche unter 18 Jahren



JENISCH HAUS

Baron-Voght-Straße 50
22609 Hamburg
Tel. 040 82 87 90
info@am.shmh.de

Öffnungszeiten

Montag 11–18 Uhr
Dienstags geschlossen
Mittwoch bis Sonntag 11–18 Uhr

Eintrittspreise

7 Euro für Erwachsene

4 Euro für Gruppen ab
10 Personen und ermäßigt
Freier Eintritt für Kinder und Jugendliche unter 18 Jahren

SPEICHERSTADTMUSEUM

Am Sandtorkai 36
20457 Hamburg
Tel. 040 32 11 91
info@speicherstadtmuseum.de

Öffnungszeiten

März bis Oktober:
Montag bis Freitag 10–17 Uhr
Samstag bis Sonntag 10–18 Uhr
November bis Februar:
Montag bis Sonntag 10–17 Uhr

Eintrittspreise

5 Euro für Erwachsene
3,50 Euro ermäßigt

2,50 Euro für Schüler und Schülerinnen

Freier Eintritt für Kinder unter 6 Jahren



MILLERNTORWACHE

Millerntordamm 2
20359 Hamburg
Tel. 040 33 402 – 87
janning@toepfer-stiftung.de

Öffnungszeiten

Termine können telefonisch oder per Email vereinbart werden

Eintrittspreise

Freier Eintritt

KRAMER-WITWEN-WOHNUMG

Krayenkamp 10
20459 Hamburg
Tel. 040 375 019 88
info@mhg.shmh.de

Öffnungszeiten

April bis Oktober:
Montag 10–17 Uhr
Dienstags geschlossen
Mittwoch bis Freitag 10–17 Uhr
Samstag bis Sonntag 10–18 Uhr
November bis März:
Samstag bis Sonntag 10–17 Uhr

Eintrittspreise

2,50 Euro für Erwachsene

1,70 Euro für Gruppen ab
10 Personen und ermäßigt
Freier Eintritt für Kinder und Jugendliche unter 18 Jahren

HEINE HAUS

Heine-Haus e.V.
Elbchaussee 31
22765 Hamburg
Tel. 040 855 09 787
info@heine-haus-hamburg.de

Öffnungszeiten

Zu den Veranstaltungen und nach Vereinbarung

Eintrittspreise

10 Euro für Erwachsene
3 Euro für Studierende
5 Euro ermäßigt

Führungen in Gebärdensprache
Barrierefrei



Barrierefrei



Weitere Informationen auf
shmh.de



HISTORY LIVE
ist das Magazin der
Stiftung Historische Museen Hamburg
Holstenwall 24, 20355 Hamburg
Tel. 040 428 131 153
www.shmh.de

Realisiert von
VKM – Verlagskontor für Medieninhalte GmbH
Gaußstraße 190c, 22765 Hamburg
Tel 040 36 88 110–0

Herausgeber
Hans-Jörg Czech
Direktor und Vorstand der SHMH

Geschäftsführender Redakteur
Matthias Seeberg

Redaktionsleitung
Marco Arellano Gomes

Redaktionelle Mitarbeit
Johanna Zobel

Art Direktion
Eike Hahn

Lithografie
Thomas Weber-Ude

Schlussredaktion
Elke Müller

Autoren
Marco Arellano Gomes, Mario Bäumer,
Matthias Gretzschel, Nefeli Kavouras,
Laura Lück, Karen Michels, Julika Pohle,
Sirany Schumann, Matthias Seeberg, Malte
Thießen, Johanna Zobel

Fotografie
Jérôme Gerull, Bettina Theuerkauf

Illustration
Patrick Rosche

Vertrieb
VKM – Verlagskontor für Medieninhalte
GmbH; vertrieb@vkfmi.de / abo@vkfmi.de

Herstellung
Lars Heitmann

Druck
Print Media Group GmbH

Anzeigen
Kunst Medien
Vermarktungsgesellschaft mbH
Geschäftsführerin: Tanya Kunst
Tel 040 524 72 26 88
info@kunst-media.de

Copyright für alle Beiträge soweit nicht
anders angegeben: Stiftung Historische
Museen Hamburg

Bei Anregungen und Kritik
Stiftung Historische Museen Hamburg,
Matthias Seeberg, Holstenwall 24,
20355 Hamburg,
matthias.seeberg@presse.shmh.de

Das Magazin ist klimaneutral
und umweltfreundlich auf 100 %
Recyclingpapier gedruckt.



**STIFTUNG
HISTORISCHE MUSEEN
HAMBURG**

**HAFENKULTUR E. V.
FREUNDE DES DEUTSCHEN
HAFENMUSEUMS**

+49 40 50 79 27 71

info@hafenkultur.eu

**FREUNDE DES MUSEUMS
FÜR HAMBURGISCHE
GESCHICHTE E. V.**

+49 40 428 132 904

freunde@mhg.shmh.de

**FREUNDE DER
VIERMASTBARK PEKING E.V.**

+49 40 81 09 16

info@peking-freunde.de

**FREUNDE DES
MUSEUMS DER ARBEIT E. V.**

+49 40 428 133 520

mda-freunde@mda.shmh.de

**FREUNDE DES
SPEICHERSTADTMUSEUMS E. V.**

+49 40 32 11 91

verein@freunde-des-speicherstadtmuseums.de

**FREUNDE DES
ALTONAER MUSEUMS E. V.**

+49 40 428 135 2152

freunde@am.shmh.de

Lassen Sie uns Freunde werden!

Und helfen Sie mit Hamburgs
kulturelles Erbe zu bewahren.

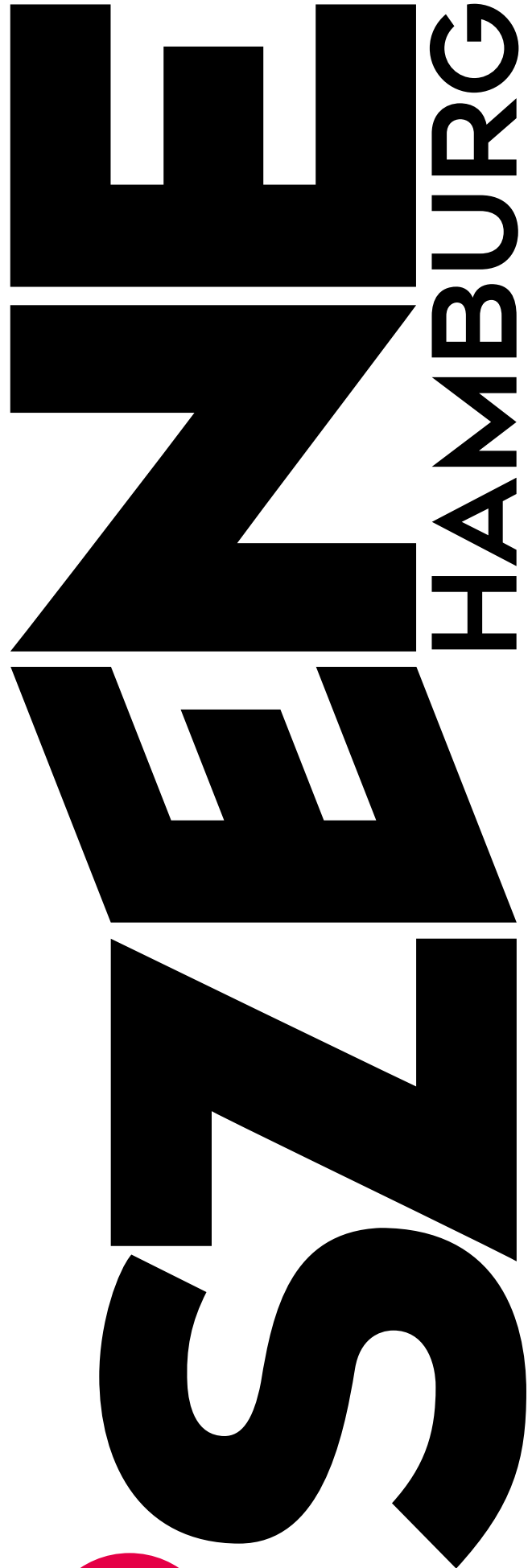
EINE PERÜCKE VON OLIVIA JONES

Text: Matthias Seeberg



Bei einem der jüngsten Neuzugänge in der Sammlung des Museums für Hamburgische Geschichte handelt es sich um ein besonders farbenfrohes Objekt: eine Perücke des Travestiekünstlers Oliver Knöbel, besser bekannt als seine Kunstfigur Olivia Jones. Sie ist Deutschlands wohl berühmteste Dragqueen, mit ihren funkelnden Shows und ihren beliebten Kieztouren über die Reeperbahn, mit ihren zahlreichen Fernsehauftritten und ihrem eindeutigen politischem Engagement als populäre Galionsfigur der queeren Kultur in Hamburg. Dieser Teil der Stadtgeschichte soll in der neuen Dauerausstellung, die in den kommenden Jahren im Zuge einer umfassenden Modernisierung des Museums entstehen wird, einen stärkeren Akzent bekommen, um den Besucherinnen und Besuchern die Diversität der Hamburger Stadtgesellschaft vor Augen zu

führen. Sönke Knopp, der als Kurator am Museum für Hamburgische Geschichte auch den Themenbereich der jüngeren Zeitgeschichte verantwortet, ist bei seinen Planungen für die zukünftige Dauerausstellung gezielt an das Management von Olivia Jones herangetreten. Für ihn besitzt die Perücke einen Schauwert: „Vielen Menschen ist der Name Olivia Jones ein Begriff und auch das, wofür sie steht. Mit diesem Objekt kann ich die Haltung des Museums zum Thema gesellschaftlicher Diversität schnell und eindeutig vermitteln.“ Der sehr aufwendig und eindrucksvoll gestaltete Haarschmuck wurde von den Perücken-Designern Karl Gadzali und Mohamad Barakat entworfen, die auch aus der queeren Szene kommen. Olivia Jones bezeichnete ihren Einzug in die Sammlung des Museums bei der Übergabe der Perücke als „Ritterschlag“ und „große Ehre“.



Jetzt im Handel
ODER ONLINE UNTER
shop.szene-hamburg.com



MUSEUM
DER ARBEIT

MAN & MINING

17.11.2023 – 01.05.2024

UNKNOWN FIELDS DANNY FRANZREB JOHNNY HAGLUND
PIETER HUGO LU GUANG ANDREA MANCINI
LISA RAVE SEBASTIÃO SALGADO GABRIELLA TORRES-FERRER

Stiftung Historische Museen Hamburg
Museum der Arbeit, Wiesendamm 3
22305 Hamburg, U / S-Bahnhof Barmbek
shmh.de

MAN & MINING. Eine Ausstellung des
Weltkulturerbe Völklinger Hütte
in Kooperation mit dem Museum der Arbeit Hamburg

Mit freundlicher Unterstützung von



Still from All Up in My Grub by Unknown Fields. Photographer: Toby Smith/Unknown Fields